B. L. franç. pag. 564.

Fc. 517²

<36608328700011

<36608328700011

Bayer. Staatsbibliothek

B. L.

B. L.

Biogr. 1009.

Rousseau.

1020

J. J. ROUSSEAU.

Vitam impendere vero.

Weissenhahn Sc. Mon.

J. J. Rousseau's

Einsame

Spaziergänge.

Sein leztes nachgelassenes Werk.

München, 1783.

bey Johann Baptist Strobl.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Spaziergang.

So bin ich denn nun allein auf der Erde; habe keinen Bruder, keinen Freund, keine Gesellschaft außer mir? Der geselligste, liebevollste der Menschen ward einmüthig verbannt. Sie sannen nach in ihrem Haß gegen mich, und suchten, welche Qual meiner empfindlichen Seele wohl die schmerzlichste seyn könnte, und sie zerrissen mit Ungestüm die Bande, die mich an sie knüpften. Ich würde die Menschen wider ihren Willen geliebt haben; sie verloren mein Wohlwollen nur dadurch, daß sie aufhörten Menschen zu seyn.

Bayerische Staatsbibliothek München

Nun sind sie mir wie Fremde, Unbekannte; ja sie sind für mich, als wären sie gar nicht, weil sie es so wollten. Aber ich, der ich nun bin losgerissen von ihnen und von allem, was bin denn ich selbst? Das muß ich nun untersuchen. Unglücklicherweise kann ich diese Untersuchung nicht anstellen, ohne vorher einen Blick auf meine Lage zu werfen; diese Betrachtung leitet mich von den Menschen auf mich selbst.

Mehr als fünfzehen Jahre befinde ich mich nun in diesem wunderbaren Zustand, und noch scheint er mir ein Traum. Es kömmt mir vor, als plagte mich eine Unverdaulichkeit, als läg ich in einem ungesunden, unruhigen Schlafe, aus welchem ich nun erwachen, und in der Gesellschaft meiner Freunde Vergessenheit meines Grams finden sollte. In der That, ich muß, ohne es zu merken, einen Sprung vom Wachen zum Schlafen oder vom Leben zum Tode gethan haben. Ich bin aus der Ordnung der Dinge gehoben, und weis nicht, wie; ich sank in

ein unverständliches Kahos, wo ich nichts sehe; und je mehr ich über meinen Zustand nachdenke, desto weniger begreif ich, wo ich bin.

Wie konnte ich das Schicksal voraussehen, das mein harrte? wie kann ich's izt begreifen, da es ganz über mir ist? Konnte ich mir vernünftigerweise vorstellen, daß ich, ich derselbe Mensch, der ich war und noch bin, einst für ein Ungeheuer, einen Vergifter, einen Meuchelmörder gehalten, und von dem niedrigsten Pöbel mishandelt werden sollte; daß einst die Vorübergehenden mich statt des Grußes anspeien, daß eine ganze Generation sich eine Unterhaltung daraus machen sollte, mich lebendig zu begraben? Diese seltsame Veränderung kam schnell und unvorgesehen über mich, und ich ward dadurch erschüttert. Meine innerlichen Bewegungen, mein Unwille stürzten mich in eine Art von Wahnsinn, der sich kaum in zehen Jahren verlor, und während dieser Zeit begieng ich einen Irrtum, einen Fehltritt, eine Unbedachtsam-

 keit

keit über die andre, und so gab ich durch meine Unbehutsamkeit den Beherrschern meines Schicksals Werkzeuge in die Hände, die sie sehr geschickt zu brauchen wußten, um es auf immer nach ihrer Absicht zu bestimmen.

Ich kämpfte lange eben so fruchtlos als heftig. Ohne Geschicklichkeit, ohne Kunst, ohne Verstellung, sondern freimüthig, offen, ungeduldig und hitzig, wie ich war, diente mein Kämpfen nur dazu, mich ihnen preiszugeben und ihrer Bosheit Waffen zu verschaffen, die sie eifrig ergrif. Da ich endlich einsah, wie fruchtlos mein Bemühen war, und daß ich mich selbst vergebens quälte, so entschloß ich mich zu dem einzigen, was mir übrig blieb: mich meinem Schicksal zu unterwerfen, und nie mehr gegen die Nothwendigkeit zu sträuben. Dieser Entschluß ersezte mir alles, was ich ausgestanden hatte, durch die Ruhe, die er mir gab, und die nie mit den Mühseligkeiten eines fruchtlosen Widerderstands hätte bestehen können.

Noch

Noch ein Umstand trug zu dieser Ruhe vieles bei. So fein meine Verfolger ihre Bosheit ausgesonnen hatten, so vergaßen sie doch etwas aus allzugroßem Eifer; sie ließen ihren Haß nicht stufenweise auf mich wirken, und so verloren sie den Vortheil, meine Leiden immer zu unterhalten und durch frische Anfälle zu erneuern. Wären sie so geschickt gewesen, mir einen Schimmer von Hofnung zu lassen, so hielten sie mich noch von dieser Seite fest. Sie könnten mir noch eben so mitspielen, wenn sie mir eine täuschende Hofnung vorhielten, denn meine betrogene Erwartung gäb mir immer neue Marter; aber so haben sie ihre ganze Erfindung erschöpft; sie nahmen sich selbst alles, da sie mir nichts übrig ließen. Die Verläumdung, Unterdrückung, Spott und Beschimpfung, womit sie mich überhäuften, können weder vergrößert noch gemildert werden. Sie waren so eifrig, das Maaß meines Elends vollzumachen, daß wir nun beiderseits außer Stande sind, sie, mein Unglück zu vergrößern, ich, mich zu retten; die ganze Macht der Menschen, von

der ganzen Arglist der Hölle unterstüzt, könnte nichts mehr hinzusetzen. Selbst der physische Schmerz würde meine Leiden nicht vergrössern, sondern nur verändern; wenn ich vielleicht schreien müßte, so dürfte ich nicht seufzen; so lange mein Leib zerfleischt würde, hätte mein Herz Ruhe.

Was hab ich nun noch von ihnen zu besorgen, nachdem alles geschehen ist? Da sie meine Lage nicht verschlimmern können, so darf ich sie nicht mehr fürchten. Unruhe und Schrecken sind Uibel, deren sie mich auf immer entledigt haben; das ist gewiß Trost. Ein wirkliches Uibel peinigt mich nicht so sehr; was gegenwärtig ist, dulde ich mit Entschlossenheit, aber nicht das zukünftige. Meine Einbildungskraft sieht das zukünftige Unglück in einer schrecklichern Gestalt. Die Erwartung ist mir weit schmerzlicher, als die Gegenwart; die Drohung ist mir fürchterlicher, als der Schlag. Sobald ein Uibel da ist, so verliert es alles, was die Phantasie ihm gegeben hatte, und es erscheint in seiner

wahren Größe. Ich finde es alsdann weniger schrecklich, als ich es mir eingebildet hatte, und selbst im Leiden fühl' ich Trost. In einem solchen Zustand, wenn keine Unruhe, keine Furcht mich quält, keine Hofnung mich täuscht, kann die bloße Gewohnheit mir einen Schmerz, der nicht mehr zu vergrößern ist, täglich erträglicher machen, und da seine Dauer meine Empfindung allmählich schwächt, so können sie ihn nicht erneuern. Dieß hab ich meinen Verfolgern zu danken, die alle Pfeile ihres Grolls gegen mich verbraucht haben. Sie beraubten sich selbst aller Gewalt über mich, und ich kann in Zukunft ihrer lachen.

Erst seit zween Monaten ist die völlige Ruhe in meinem Herzen wieder hergestellt. Ich fürchtete schon lange nichts mehr, aber ich hofte noch, und diese Hofnung, die bald getäuscht, bald vereitelt wurde, war schuld, daß tausend verschiedene Leidenschaften mein Herz bestürmten. Ein trauriger unvorgesehener Zufall hat endlich diesen schwachen Stral

von

von Hofnung aus meinem Herzen getilgt und mir mein Schicksal gezeigt, wie es unabänderlich hienieden festgesezt ist. Von dieser Zeit an hab ich mich gänzlich entschlossen, und die Ruhe wiedergefunden.

Sobald ich anfieng, das Gewebe ganz einzusehen, so vergieng mir der Gedanke auf immer, dem Publikum eine andre Meinung von mir beizubringen; zu was hätte mir auch diese Erkenntniß, diese Rückkehr genüzt, da sie nicht mehr gegenseitig seyn konnte? umsonst würden die Menschen wieder zu mir kehren wollen; sie würden mich nicht wieder finden. Bei dieser Denkart, die sie mir von sich eingeflößt haben, würde mir ihr Umgang unschmackhaft, selbst lästig seyn; und ich bin in meiner Einsamkeit weit glücklicher, als ich in ihrer Gesellschaft seyn würde. Sie haben alle süße gesellschaftliche Gefühle aus meinem Herzen gerissen, und sie könnten in meinem Alter nicht wieder in mir erwachen; es ist zu spät. Ob sie mir in Zukunft Guts oder Leids zufügen, von ihrer Seite ist mir

alles

alles gleichgültig; und wie sie auch immer gegen mich handeln, so ist die gegenwärtige Generation nichts für mich.

Aber auf die Zukunft vertraute ich, und hofte, daß eine bessere Nachkommenschaft die Urtheile und das Betragen der izt Lebenden gegen mich genauer untersuchen, und die Kunstgriffe derjenigen aufdecken würde, welche diese Urtheile und dieß Betragen lenken, und daß ich so einst für das gelten würde, was ich bin. In dieser Hofnung schrieb ich meine Dialogen, und that tausend thörichte Versuche, sie auf die Nachwelt zu bringen. Diese Hofnung, so fern sie auch war, erhielt meine Seele in eben einer solchen Bewegung, als wenn ich noch ein gutes Herz in dieser Zeit suchte. Ich habe in meinen Dialogen gesagt, auf was ich diese Erwartung gründete; aber ich irrte und nahm es glücklicherweise eben zeitig genug wahr, um vor meinem Ende noch einer vollkommenen Ruhe und Zufriedenheit genießen zu können. Dieser Zustand begann bei der Epoche, von der ich rede, und ich darf

glau-

glauben, daß er nicht mehr unterbrochen werden soll.

Es vergeht beinahe kein Tag, an welchem ich nicht durch neue Betrachtungen einsehe, wie sehr ich mich irrte, als ich glaubte, das Publikum könnte eine andre Meinung von mir fassen; auch im folgenden Zeitalter wird das nicht geschehen: denn es wird in allem, was mich betrift, durch Führer gelenkt, die sich immer erneuern. Einzelne Menschen sterben, aber ganze Stände sterben nicht, und von solchen bin ich verfolgt. Die nämlichen Leidenschaften leben ewig in ihnen, und ihr brennender Haß, unsterblich wie der Dämon, der ihn einhauchte, behält immer seine Thätigkeit. Wenn alle meine Privatfeinde todt seyn werden, so leben die Aerzte und Oratoren noch; und hätte ich nur diese beiden Stände zu Feinden, so ist nichts gewisser, als daß sie nach meinem Tode mein Andenken eben so wenig ruhen lassen werden, als meine Person bei meiner Lebzeit. Die Aerzte, die ich wirklich beleidigt habe, können viel-

leicht

leicht mit der Zeit einmal ruhig werden; aber die Oratoren, die ich liebte, die ich hochschäzte, denen ich mein ganzes Vertrauen schenkte, die ich nie beleidigt habe, die Oratoren, als Geistliche, Halbmännchen werden immer unversöhnlich seyn. Ihre eigene Bosheit macht mein Verbrechen, das mir ihre Eigenliebe nie verzeihen wird, und das Publikum, dessen Feindseligkeit sie immer unterhalten und anfeuern werden, wird sich eben so wenig mit mir aussöhnen. Für mich ist alles auf dieser Erde geendet. Es kann mir da weder wohl noch wehe geschehen. Ich habe nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten, und so bin ich ruhig im Abgrund. Ein armer, unglücklicher Mensch, aber leidenfrei, wie Gott selbst.

Alles, was außer mir ist, ist mir von nun an fremd. Ich habe in dieser Welt weder Nächsten noch Brüder. Ich bin auf der Erde, als wär ich auf einen unbekannten Planeten gefallen. Was ich um mich sehe, betrübt oder schmerzt mich; und wend ich mein Aug

auf die Gegenstände, die mich umgeben, so reizen sie entweder meinen Unwillen oder meine Betrübniß. Ich will also meinen Geist nicht mehr mit unangenehmen und unnützen Dingen beschäftigen. Da ich in Einsamkeit mein Leben beschließen werde, weil ich in mir allein Trost, Hofnung und Friede fand: so will ich mich hinführo auch nur mit mir allein abgeben. In diesem Zustand fahre ich mit jener strengen und aufrichtigen Untersuchung meiner selbst fort, die ich vordem meine Bekenntnisse nannte. Ich widme meine lezten Tage der Erforschung meiner selbst, und entwerfen vorläufig die Rechenschaft, welche ich bald von mir geben muß. Ich will mich ganz dem süßen Umgang mit meiner Seele überlassen: denn sie ist das einzige, was mir die Menschen nicht nehmen konnten. Wenn ich durch die Betrachtungen über meinen innern Zustand dahin gelange, daß ich ihn besser ordnen und von dem Uibel, das noch da seyn könnte, reinigen kann, so sind meine Betrachtungen nicht gänzlich unnütz; und ob ich gleich auf der Erde zu nichts

mehr

mehr tauge, so sind meine lezten Tage für mich doch nicht ganz verloren. In der Muße meiner täglichen Spaziergänge hatte ich oft gute Gedanken, die ich bedaure vergessen zu haben. Ich will diejenigen, welche mir hinführo kommen werden, niederschreiben, so werde ich ihrer oft durchs wiederlesen geniessen; ich werde mein Unglück, meine Verfolger, meine Schande vergessen über dem Gedanken an den wahren Werth meines Herzens.

Diese Blätter sind nichts, als ein unförmliches Tagebuch meiner Betrachtungen. Die Rede ist meistens von mir; von was kann ein nachdenkender Einsiedler sich mehr unterhalten, als von sich selbst? Doch soll auch jede fremde Idee, die mir etwa durch den Kopf fährt, eine Stelle bekommen. Ich werde meine Gedanken schreiben, wie sie kommen, mit eben so wenig Verbindung, als die Ideen des Morgens mit jenen des Abends untereinander zu haben pflegen. Aber die Erkenntniß meiner Empfindungen und Gedanken, von welchen sich mein Geist in diesem

Zustand täglich nährt, wird mich auf eine neue Erkenntniß meines Naturells und Humors leiten. Diese Blätter können also als ein Anhang zu meinen Bekenntnissen betrachtet werden; ich gebe ihnen den Namen nicht, weil ich eigentlich nichts mehr zu bekennen habe. Mein Herz ward gereinigt in Widerwärtigkeit; und blick' ich auch in seine tiefste Falte, so finde ich keine tadelhafte Neigung mehr, jede irdische Bewegung ist in ihm getödtet: was soll ich noch zu bekennen haben? Ich kann mich eben so wenig loben, als tadeln; ich bin hinfüro Nichts unter den Menschen, denn ich stehe in keinem wahren Verhältniß und Umgang mit ihnen. Da ich nicht mehr im Stande bin, etwas Gutes zu thun, aus dem nicht ein Uibel entstehe; da ich nicht mehr thätig seyn kann, ohne andern oder mir selbst zu schaden, so ist Enthalten meine einzige Pflicht geworden, und ich erfülle sie so genau ich kann. Aber bei dieser körperlichen Unthätigkeit ist meine Seele doch immer beschäftigt; sie bringt noch Empfindungen und Gedanken hervor, und ihr innres

mora-

moralisches Leben scheint durch's Hinsterben jeder irdischen Theilnehmung gestärkt zu seyn. Mein Leib ist nur ein Hinderniß für mich, dessen ich mich zum Voraus so viel möglich zu entlästigen suche.

Eine so sonderbare Lage verdient gewiß erforscht und beschrieben zu werden, und hiezu will ich meine lezten Tage verwenden. Ich sollte mit künstlicher Methode zu Werke gehen, aber zu einer solchen Arbeit bin ich nicht mehr im Stande, und sie würde mich auch von meinem Zweck entfernen: denn ich will die Modifikationen meiner Seele, und wie sie in ihr erfolgten, bekannt machen. Beinahe eben solche Versuche, vermittels deren die Naturforscher den täglichen Zustand der Luft zu erkennen trachten, will ich mit mir vornehmen. Ich will meine Seele wie nach dem Barometer prüfen, und diese Versuche werden durch zweckmäßige Richtung und öftere Wiederholung mir eben so sichere Resultate verschaffen. Aber so weit geht meine Absicht nicht. Ich will blos ein Register über die

Wirkungen halten, ohne sie in ein System zu bringen. Ich unternehme das nämliche, was Montagne that, aber mit einem ganz entgegengesezten Endzweck: denn er schrieb seine Versuche nur für andre, und ich schreibe meine Reverien nur für mich. Wenn ich mich gegen das Ende meines Lebens noch in eben der Fassung, wie jezt, befinde, so werde ich beim Durchlesen dieser Blätter das nämliche Vergnügen empfinden, welches mir das Schreiben gewährt, und in dem ich gleichsam die Vergangenheit zurückrufe, werde ich meines Daseyns zweifach genießen. Den Menschen zum Troz werde ich mich einer Gesellschaft freuen; ich werde als ein alter Mann mit mir selbst, wie mit einem jüngern Freunde, leben.

Ich schrieb meine ersten Bekenntnisse und meine Dialogen in einer immerwährenden Sorge, wie ich sie vor den räuberischen Händen meiner Verfolger bewahren, und wo möglich, auf die Nachwelt bringen könnte. Bei dieser Schrift plagt mich jene Unruhe

nicht, denn sie wär sehr überflüßig; und da das Verlangen von den Menschen besser gekannt zu seyn, gänzlich aus meinem Herzen verbannt ist, so bin ich völlig gleichgültig über das Schicksal meiner ächten Werke und der Denkmäler meiner Unschuld, die vielleicht schon izt auf immer vernichtet sind. Man mag erfahren, was ich thue; man mag sich beunruhigen wegen dieser Schrift, man mag sie mir entreissen, unterdrücken, verfälschen, alles ist mir gleichviel. Ich verberge sie nicht, und zeige sie nicht. Wenn man mir sie bei meiner Lebzeit raubt, so kann man mir doch das Vergnügen nicht rauben, sie geschrieben zu haben, auch nicht die Erinnerung ihres Inhalts, und eben so wenig jene einsame Betrachtungen, deren Frucht sie ist, und deren Quelle nur mit meinem Leben versiegen kann. Hätte ich gleich beim Anfang meiner Widerwärtigkeiten mich in die Nothwendigkeit fügen, und meinen gegenwärtigen Entschluß fassen können, so würden alle Anfälle meiner Feinde, alle ihre fürchterlichen Unternehmungen gegen mich ohne Wirkung geblieben seyn,

 und

und meine Ruhe würde eben so wenig durch ihre Anschläge gelitten haben, als sie izt leidet durch ihren Sieg. Sie mögen sich freuen in meiner Schande; ich freue mich ungestört in meiner Unschuld und beschließe mein Leben in Ruhe.

Zwei:

Zweiter Spaziergang.

Da ich mir nun vorgenommen habe, den habituellen Zustand meiner Seele in der wunderbarsten Verfassung, worinn sich jemals ein Mensch befinden kann, zu beschreiben, so fand ich keine leichtere und zuverläßsigere Art, dieß zu bewerkstelligen, als wenn ich ein getreues Register hielt über meine einsame Spaziergänge und über die Betrachtungen, die ich dabei anzustellen pflege, wenn mein Kopf frei ist, und meine Ideen ohne Zwang und Widerstand ihrem Lieblingsgang folgen können. Diese Stunden der Einsamkeit und des Nachdenkens sind die einzigen des Tages, wo ich ganz Ich und ganz Mein bin, ohne Zerstreuung, ohne Hinderniß, und

wo ich in der That sagen kann, daß ich bin, was die Natur will, daß ich seyn soll.

Ich hab bald empfunden, daß ich mit diesem Vorsatz zu lange gewartet habe. Meine Einbildungskraft, weniger lebhaft als sonst, entflammt sich nicht mehr in der Betrachtung ihres Gegenstandes; ich fühle mich nicht mehr so berauscht in der Fülle meiner Phantasien. Die schöpferische Kraft ist erloschen, und nur Erinnerung bleibt in mir; ein allmäliches Erschlaffen schwächt meine Seelenkräfte, der Geist des Lebens nimmt in mir ab; meine Seele schwingt sich nur noch mit Mühe aus ihrer morschen Hülle, und ohne die Hofnung jenes künftigen Zustands, auf welchen ich Anspruch zu haben fühle, würde ich blos in der Erinnerung leben. Um nun mich selbst zu erforschen, muß ich wenigstens einige Jahre und auf jenen Zeitpunkt zurückgehen, da ich alle Hofnung hienieden verlor, keine Nahrung mehr für mein Herz auf der Erde fand, und mich nach und nach daran gewöhnte, meinen Geist von sich selbst zu unterhalten.

Diese innre Quelle, die ich zu spät entdeckte, ward in kurzem so reichhaltig, daß sie mir alles ersezte. Die Gewohnheit, in mich selbst zurückzukehren, tilgte endlich die Empfindung und beinahe selbst die Erinnerung meiner Leiden; so lernte ich durch eigne Erfahrung, daß die Quelle des wahren Glückes in uns selbst ist, und daß keine irdische Macht im stande ist, einen Menschen wahrhaft unglücklich zu machen, der da weis, glücklich seyn zu wollen.

Seit vier oder fünf Jahren genieße ich nun dieser innerlichen Freuden, die jede liebende, sanfte Seele in der Betrachtung findet. Diese Entzückungen, die meine einsame Spaziergänge mir gewähren, hab ich meinen Verfolgern zu danken: ohne sie hätte ich nie die kostbaren Schätze gefunden, die ich in meinem Busen trug. Es ist schwer, über so viele Reichthümer ein genaues Verzeichniß zu halten. Wenn ich meine vormaligen süßen Träumereien in mein Gedächtniß zurückrufen will, so träum' ich wieder. Dieß ist eine Gemüths-

verfassung, die durch die Erinnerung wieder von neuem hervorgebracht wird, und die man nicht mehr kennen würde, wenn man sie nicht mehr empfände.

Ich erfuhr dieß bei den Spaziergängen, die ich nach dem Entschluß, meine Bekenntnisse fortzusetzen, anstellte; besonders aber bei demjenigen, wovon ich izt reden will. Ein Zufall unterbrach und änderte den Gang meiner Ideen.

Am 24sten Oktober 1776 gieng ich Nachmittag längst dem Boulevard hin bis zur Chemin-Verdstraße, durch welche ich auf die Höhe von Menil-Montant stieg, und von da folgte ich den Fußsteigen durch die Weingärten und Wiesen bis nach Charonne: dann nahm ich einen Umweg, um von einer andern Seite wieder über die Wiesen zu kommen. Ich wanderte durch diese herrlichen Gegenden mit dem Vergnügen, das ich stets beim Anblick schöner Situationen gefühlt habe, und blieb manchmal stehen um Pflanzen zu be-

trachten. Ich fand deren zwo, die ich selten um Paris fand, hier aber in Menge. Die eine ist Pieris hieracioïdes von der zusammengesezten Gattung; die andre Bupleurum falcatum von den Ombelliferen. Diese Entdeckung freute mich ungemein; bald darauf fand ich eine noch seltnere Pflanze, besonders in erhabnen Gegenden, nämlich den cerastium aquaticum, den ich, ohngeachtet des Zufalls, der mich an diesem Tage betraf, in einem Buche, das ich bei mir hatte, hernach gefunden und in meiner Pflanzensammlung aufbewahrt habe.

Da ich endlich noch viele andere Pflanzen, die izt blühten, beobachtet, und mich an ihrem Anblick und ihrer Eintheilung ergözt hatte, so gab ich nach und nach diese Unterhaltung auf, und überließ mich dem eben so angenehmen aber weit rührendern Eindruck, den das Ganze auf mich machte. Seit einigen Tagen war man mit der Weinlese fertig; die Spaziergänger aus der Stadt ließen sich nicht mehr sehen, auch die Landleute verließen

das Feld bis zur Winterarbeit. Die Flur war noch grün und lachend, aber zum Theil entblättert und beinahe verlassen; überall erblickte man das Bild der Einsamkeit und des kommenden Winters. Hieraus entstand ein vermischter Eindruck von Wollust und Traurigkeit, der zu viel mit meinem Alter und meiner Lage übereinstimmte, als daß ich ihn nicht ganz auf mich beziehen sollte. Ich sah mich nicht fern vom Ende eines unschuldigen und unglücklichen Lebens, meine Seele noch voll lebhafter Empfindungen, meinen Geist noch mit einigen Blumen verziert, die aber Betrübniß verwelkt hatte. Einsam und verlassen fühlte ich die erste Kälte des Alters, und meine öde Einbildungskraft schuf keine Wesen mehr nach meinem Herzen, um meine Einsamkeit damit zu bevölkern. Seufzend sprach ich zu mir: was that ich hienieden? zum Leben ward ich geboren, und ich sterbe, ohne gelebt zu haben Doch es war nicht meine Schuld, und bring ich gleich dem Urheber meines Daseyns keine gute Thaten hin, weil man mich keine thun ließ: so bring' ich ihm

doch

doch gute Absichten, gute, wiewohl unwirksame Empfindungen und eine Geduld, die jede Prüfung bestand. Ich ward gerührt bei diesen Gedanken, ich sann den Bewegungen meiner Seele nach in meiner Jugend, in meinem reifen Alter, seit dem man mich aus der Gesellschaft verbannt hat, und während der langen Einsamkeit, in der ich mein Leben beschließen muß. Auch über die Bewegungen meines Herzens sann ich nach, über seine so zärtliche aber blinde Neigungen; über die mehr tröstliche als betrübte Ideen, von welchen sich mein Geist seit einigen Jahren nährte, und ich erinnerte mich deren so lebhaft, daß ich sie mit eben der Wollust hätte beschreiben können, mit welcher ich mich ihnen überlassen hatte. So brachte ich meinen Nachmittag in stillen Betrachtungen zu, und war sehr zufrieden damit, als ich mitten in meinem Nachdenken durch folgenden Zufall gestört wurde.

Gegen 6 Uhr befand ich mich auf der Abseite von Menil-Montant, beinahe gerade

gegen

gegen dem Galant Jardinier über, als einige Personen, die vor mir hergiengen, plötzlich auf die Seite sprangen. Ich sah' einen großen dänischen Hund vor einem Wagen gegen mich anrennen; er hatte nicht Zeit, als er mich erblickte, im vollen Lauf einzuhalten, und ich dachte, das einzige Mittel, meinen Umsturz zu verhüten, wäre, einen Sprung in die Höhe zu thun, und zwar so genau, daß der Hund unter mir wegspränge, während ich in der Luft schwebte. Diese Idee, welche schnell, wie ein Blitz kam, und die ich nicht ausführen konnte, war die lezte vor meinem Fall. Ich fühlte weder den Stoß des Hundes, noch meinen Sturz, und nichts von alle dem, was weiter vorgieng, bis ich wieder zu mir kam.

Dieß erfolgte erst, da es bald Nacht war. Ich befand mich in den Armen vier junger Leute, die mir den ganzen Vorfall erzählten. Der dänische Hund war in vollem Lauf wider meine Beine angerennt. Diesem heftigen und geschwinden Stoß konnte mein Körper nicht wider=

widerstehen, und ich schlug vorwärts zu Boden. Die obere Kinnlade, auf welche das Gewicht meines ganzen Körpers kam, fiel auf ein holperichtes Steinpflaster, und der Fall war um so stärker, weil es bergab gieng, und mein Haupt tiefer als meine Füße zu liegen kam.

Der Wagen, zu welchem der Hund gehörte, kam gleich nach, und würde unfehlbar über mich gegangen seyn, wenn der Kutscher nicht die Pferde eingehalten hätte. Dieß erzählten mir die Leute, welche mich aufgehoben hatten, und mich noch hielten, als ich zu mir kam. Die Fassung, in der ich mich in diesem Augenblick befand, ist zu merkwürdig, als daß ich sie hier nicht beschreiben sollte.

Die Nacht kam heran. Ich erblickte den Himmel, einige Sterne und Grünes um mich. Dieser erste Gebrauch meiner Sinne war Wollust; nur hierinn fühlte ich mich. Ich ward in diesem Augenblick zum Leben geboren, und es kam mir vor, als füllte ich mit meiner

leichten Existenz alle Gegenstände, die ich um mich sah. Ganz voll vom Gegenwärtigen erinnerte ich mich an nichts; ich hatte keinen deutlichen Begrif von meinem Ich, und nicht die geringste Idee von dem, was mit mir vorgegangen war. Ich wußte nicht wer, nicht wo ich war; fühlte weder Schmerz, noch Furcht, noch Unruhe. Ich sah mein Blut fließen, wie ich einen Bach hätte fließen gesehen, und dachte gar nicht, daß dieß Blut von mir sey. Durch mein ganzes Wesen schwebte ein ruhiges Entzücken, mit welchem ich, wenn ich noch dran denke, keine sinnliche Wollust zu vergleichen finde.

Man fragte mich nach meiner Wohnung; es war mir nicht möglich, es zu sagen. Ich fragte, wo ich wär; man sagte mir, auf Haute Borne. Das war mir gerade, als hätte man gesagt, auf dem Berg Atlas. Ich mußte mich nach und nach erkundigen nach dem Lande, der Stadt, dem Viertel, wo ich mich befände. Auch das brachte mich noch nicht zur Erkenntniß; ich mußte von da bis zum

zum Boulevard gehen, dann erst konnte ich mich meiner Wohnung und meines Namens besinnen. Ein Herr, den ich nicht kannte, hatte die Güte, mich ein Stück Weges zu begleiten; er hörte, daß meine Wohnung weit entlegen war, und rieth mir, beim Temple ein Fiacre zu nehmen. Ich gieng aber sehr gut und leicht, fühlte weder Schmerz noch Wunde, wiewohl ich immer viel Blut ausspie. Ein kaltes Zittern ergrif mich, und machte meine losen Zähne auf eine unangenehme Art klappern. Als ich beim Temple ankam, hielt ichs für besser, meinen übrigen Weg zu Fuß zurück zu legen, als in einem Fiacre zu erfrieren. So machte ich noch die halbe Stunde vom Temple zur Platrierestraße zu Fuß; ich gieng ohne Mühe, vermied das Gedräng und die Wagen, wählte meinen Weg, so gut, als wenn ich vollkommen gesund gewesen wäre. Ich komme nach Hause, öfne die Thür, steige im Dunkeln die Treppe hinauf, und gehe in mein Zimmer. Auch hier nahm ich meines Falls und seiner Folgen kaum wahr.

Das Geschrei meiner Frau, als sie mich erblickte, brachte mich erst auf die Vermuthung, daß ich wohl schlimmer zugerichtet seyn müßte, als ich dachte. Ich brachte die Nacht zu, ohne zu wissen, oder zu fühlen, was mir fehlte. Am andern Tag aber fand ich, daß meine Oberlippe innerhalb bis zur Nase gespaltet war; aussenher war sie von der Haut bedeckt, und dadurch eine gänzliche Trennung verhindert. An der obern Kinnlade waren vier Zähne eingeschlagen, und dieser ganze Theil des Gesichts sehr geschwollen; der rechte Daume war zerdrückt und sehr dick, der linke sehr verwundet. Der linke Arm war zerquetscht, das linke Bein war auch sehr geschwollen, und ich konnte es vor Schmerzen nicht biegen. Bei allem dem war nichts gebrochen, und das schien ein Wunderwerk bei einem solchen Fall.

Dieß ist eine getreue Erzählung des Zufalls. In wenig Tagen verbreitete sich die Geschichte durch ganz Paris, aber so verändert und verstellt, daß man nichts mehr

daran erkennen konnte. Ich hätte das wohl voraussehen können, aber man hatte so viel seltsame Umstände, so viel dunkle Vermuthungen hinzugesezt; man redete mir davon mit einer so lächerlichen Zurückhaltung, daß diese Geheimnisse mich beunruhigten. Die Finsternisse hasse ich, sie flößen mir ein Schrecken ein, das sich durch die vieljährige Nothwendigkeit im Dunkeln zu leben nicht vermindert hat. Von den Merkwürdigkeiten dieser Epoche will ich nur eine dahersetzen.

M. * * *, mit dem ich nie die mindeste Bekanntschaft gehabt hatte, sandte seinen Sekretär, um sich nach meinen Umständen zu erkundigen, und mir seine Dienste anzubieten, die mir aber in meinem gegenwärtigen Zustand wenig nützlich zu seyn schienen. Der Sekretär gab sich alle Mühe, mich dahin zu überreden, daß ich diese Anerbietung nicht ausschlagen möge, und sagte mir, daß ich selbst an den Herrn * * * schreiben sollte, wenn ich in seinen Auftrag kein Vertrauen sezte. Diese Zudringlichkeit und die vertrau-

liche Miene, mit der er das alles sagte, lies-
sen mich begreifen, daß ein Geheimniß dar-
unter stecke, welches ich umsonst zu errathen
trachtete. Das war genug, um mich aus
meiner Fassung zu bringen, besonders bei der
Bewegung, in welche mich jener Fall und
das dazugekommene Fieber gesezt hatte. Tau-
send traurige Vermuthungen beunruhigten
mich; ich stellte über alles, was um mich
her geschah, solche Bemerkungen an, die eher
einen fieberhaften Wahnsinn, als die Kalt-
blütigkeit eines Mannes, den nichts mehr
kümmert, verriethen.

Noch ein andres Ereigniß kam meine Ruhe
vollends zu verscheuchen. Madame * * *
hatte mich schon seit einigen Jahren gesucht,
und ich konnte nicht errathen, warum. Kleine
affektirte Geschenke, öftere langweilige Besuche
ließen mich wohl merken, daß sie eine Absicht
hatten, aber sie zeigten mir nicht, welche.
Sie hatte mir von einem Roman gesagt, den
sie schreiben wollte, um ihn der Königinn zu
überreichen; ich entdeckte ihr frei, was ich

von

von den Schriftstellerinnen halte. Sie gab mir zu verstehen, daß sie bei diesem Vorhaben keine andre Absicht habe, als ihren Glücksumständen wieder aufzuhelfen, wozu sie Protektion nöthig hätte; dagegen konnte ich nun nichts einwenden. Einige Zeit nachher vertraute sie mir ihren Entschluß, ihr Buch drucken zu lassen, weil es ihr unmöglich gewesen wäre, zur Königinn zu gelangen. In diesem Fall konnte ich ihr nicht mehr rathen, auch verlangte sie's nicht, und sie würde meinem Rath nicht gefolgt haben. Sie wollte mir vorher das Manuscript zu lesen geben; allein ich bat sie, es nicht zu thun, und dabei blieb's.

An einem schönen Tage, während meiner Genesung, erhielt ich das Buch ganz gedruckt und eingebunden, und in der Vorrede las ich so grobe, ungereimte, übelangebrachte Lobeserhebungen von mir, daß ich darüber recht unmuthig ward. Diese falsche Schmeichelei kann mit keinem innern Wohlwollen bestehen; darinn betrog sich mein Herz nie.

Einige Tage nachher erhielt ich einen Besuch von Madame * * * und ihrer Tochter. Sie sagte mir, daß ihr Buch viel Aufsehens mache, und das blos wegen einer Note. Als ich das Werk flüchtig durchlas, hatte ich diese Note kaum wahrgenommen. Nachdem Madame * * * weg war, las ich sie noch einmal, untersuchte ihre Wendung und ihren Sinn, und glaubte den Beweggrund jener öftern Besuche und des ungereimten Lobes in der Vorrede darinn zu finden. Alles das schien mir in der Absicht geschehen zu seyn, um das Publikum auf die Vermuthung zu bringen, als habe ich jene Note geschrieben, und folglich den Tadel verdient, den sie ihrem Verfasser bei den Umständen ihrer Bekanntmachung zuziehen konnte.

Ich hatte kein Mittel, dieses Gerücht und den Eindruck, den es machen konnte, zu vernichten; alles, was ich thun konnte, bestand darinn, daß ich dieser Meinung des Publikums ihren Grund dadurch benehme, wenn ich die fernere, eitle und beleidigende Besuche

der Madame *** und ihrer Tochter nicht mehr duldete. In dieser Absicht schrieb ich ihr dieß Billet:

„Da Rousseau keinen Schriftsteller in sei„nem Hause empfängt, so dankt er der Ma„dame *** für ihre Höflichkeit, und bittet „sie, ihn mit keinem Besuche mehr zu be„ehren.“

Sie antwortete mir in einem Briefe, der sehr verbindlich aussah, im Grunde aber die nämliche Wendung hatte, wie alle andre Briefe, die ich in ähnlichen Fällen erhielt. Ich hatte grausamerweise einen Dolch in ihr empfindsames Herz gestoßen, und wie ihr Brief mir wollte glauben machen, sie konnte diesen Bruch unsrer Freundschaft nicht überleben. So sind Redlich- und Offenherzigkeit häßliche Verbrechen in der Welt, und ich scheine meinen Zeitgenossen boshaft und ungesittet, weil ich die schwere Sünde begehe, nicht so falsch und treulos zu seyn, als sie.

Ich war schon einigemale ausgegangen, auch schon oft in die Tuillerien, als ich an dem Erstaunen derer, die mir begegneten, wahrnahm, daß noch ein andres Gerücht auf meine Rechnung herumgehen müsse, von welchem ich nichts wüßte. Endlich hörte ich, daß man mich öffentlich todt sagte. Diese Neuigkeit verbreitete sich so geschwind und mit so viel Gewißheit, daß man vierzehen Tage, nachdem ichs erfahren hatte, bei Hofe davon sprach, als von einer ausgemachten Sache. Der Courier von Avignon verkündete dieses glückliche Ereigniß, und machte sich die Gelegenheit zu Nutze, das Publikum zum Voraus mit jenen Schmähungen zu belustigen, die man nach meinem Tod für mein Andenken, statt einer Leichenrede, bereit hält.

Auf diese Neuigkeit folgte ein andrer noch sonderbarer Umstand, den ich nur von ohngefähr entdeckte, und nie so ganz erfahren konnte. Man kündigte eine Subscription an auf den Druck der Werke, die man bei mir finden würde. Daraus erkannte ich, daß

man schon eine Sammlung fabricirter Schriften im Vorrath habe, die man gleich nach meinem Tode auf meinen Namen herausgeben würde. Denn, daß man eine von denen, die man wirklich finden möchte, getreulich bekanntmachen werde, das konnte ein kluger Mann nach einer fünfzehenjährigen Erfahrung nicht denken.

Diese Bemerkungen, und viele andre eben so wunderbare, die ich nacheinander machte, schreckten meine Einbildungskraft wieder auf; und die Finsternisse, die man immer um mich her verbreitete, erweckten jene natürliche Furcht in mir von neuem. Ich ermüdete durch Nachsinnen über diese Vorfälle, und wollte die Geheimnisse durchblicken, die man für mich unauflösbar gemacht hatte. Das einzige Resultat aller dieser Räthsel war die Bekräftigung meiner vorhergehenden Schlüsse, nämlich, daß das Loos meiner Person und meines Namens nun einmüthig von der ganzen gegenwärtigen Generation bestimmt sei, und daß ich mich demselben nicht entziehen könnte,

te, weil es nicht möglich ist, eine Schrift auf die Nachwelt zu bringen, ohne sie izt Händen anzuvertrauen, die nur bereit sind, sie zu unterdrücken.

Aber dießmal gieng ich weiter. Das Zusammentreffen so vieler Umstände, die Erhebung meiner ärgsten Feinde; alle, die am Ruder des Staats sitzen; alle, die die Meinungen des Publikums lenken; alle Leute von Ansehen und Stand, zusammenverschworen mit denen, welche einen geheimen Groll wider mich haben, halfen das allgemeine Komplot verstärken. Diese Einstimmung war zu außerordentlich, als daß sie das Werk des Ohngefährs hätte seyn sollen. Ein einziger Mensch, der sich nicht dazu verstanden hätte, ein einziges widriges Ereigniß, ein einziger hinderlicher Umstand würde den ganzen Anschlag vereitelt haben; aber so trafen aller Willen, Glück und Schicksal zusammen, um das Werk der Menschen zu befestigen, und diese wunderbare Uibereinkunft läßt mich nicht mehr zweifeln, daß alles dort oben im ewigen Rath-

Rathschluß festgesezt worden sey. Mein voriges und gegenwärtiges Nachdenken bestärkt mich so in meiner Meinung, daß ich eine Sache, die ich bisheran der Bosheit der Menschen zugeschrieben hatte, nun für eines von jenen Geheimnissen des Himmels ansehen muß, die unser Verstand nicht durchdringen kann.

Dieser Gedanken ist nicht marternd, sondern tröstlich für mich; er beruhigt mich, und hilft mir alles ertragen. Ich gehe nicht so weit, als der heilige Augustin, der in seiner Verdammung selbst sich getröstet hätte, wenn Gott ihn hätte verdammen wollen. Meine Duldsamkeit kömmt zwar aus einem nicht so uneigennützigen Beweggrund, aber er ist deshalb doch eben so lauter und des vollkommnen Wesens, das ich anbete, würdiger. Gott ist gerecht; er will, daß ich leide, und kennt meine Unschuld. Daher entspringt mein Vertrauen; meine Vernunft und mein Herz sagen mir, daß es mich nicht trügt. Das

Schick-

Schicksal und die Menschen mögen machen, was sie wollen, ich will's ohne Murren ertragen lernen; alle Dinge kommen endlich in ihre Ordnung zurück, und ich werde früh oder spät meine Stelle finden.

Drit-

Dritter Spaziergang.

Indem ich alt werd', lerne ich immer.

Diesen Vers wiederholte Solon oft in seinem Alter. Er hat einen Sinn, nach welchem ich ihn auch auf das meinige beziehen könnte; aber das ist eine höchst traurige Wissenschaft, die ich durch eine Erfahrung von 20 Jahren erlangt habe. Die Unwissenheit wäre besser. Widerwärtigtigkeit ist in der That eine große Lehrmeisterinn, aber sie läßt sich ihren Unterricht sehr theuer bezahlen, und oft ist der Nutzen, den man daraus schöpft, nicht so viel werth, als das Lehrgeld. Auch geht während diesen langsamen Unterweisungen die Gelegenheit der Ausübung vorüber.

Die

Die Jugend ist die Zeit, Weisheit zu lernen, das Alter, weise zu handeln. Wenn man dem Grabe nahe ist, so muß man nicht erst lernen, wie man hätte leben sollen.

Was nützt mir nun diese so spät und so schmerzlich erworbene Einsicht in mein Schicksal und die Leidenschaften andrer, deren Werk es ist! Ich lernte die Menschen besser kennen, um das Elend, in welches sie mich gestürzt haben, besser zu fühlen; ich sah ihre Fallstricke alle, und doch konnt' ich keinem entgehen. Warum blieb ich nicht lieber in jenem zwar schwachen aber doch süßen Vertrauen, daß mich so viele Jahre hindurch zum Spielwerk meiner Freunde machte? Ich war ganz in ihre Netze verwebt, und doch argwohnte ich nichts. Sie betrogen und stürzten mich, ich aber glaubte, sie liebten mich, und so genoß mein Herz der Freundschaft, die sie mir einflößten, und dachte von ihnen das nämliche. Die angenehme Täuschung ist verschwunden. Zeit und Vernunft zeigten mir die traurige Wahrheit, daß mein Unglück

ohne Hilfe, und mir nichts übrig sey, als völlige Ergebung. Alle meine Erfahrungen sind also für mich in meiner Lage ohne gegenwärtigen und zukünftigen Nutzen.

Wir treten in die Laufbahne bei unsrer Geburt, und bei unserm Tode treten wir wieder ab. Warum soll ich erst lernen, meinen Wagen besser zu lenken, wenn ich nahe am Ziel bin? Nur, wie ich gut hinauskomme, muß ich dann trachten. Wenn alte Leute noch etwas studiren sollten, so wär's, die Kunst zu sterben; und gerade im Alter denkt man hieran am wenigsten. Alle Alte lieben das Leben mehr als Kinder, und sie gebärden sich beim Sterben unartiger als junge Leute. Das kömmt daher, weil sie nur für dieß Leben gearbeitet haben, und nun an seinem Ende sehen, daß ihre Mühe vergebens ist. Ihre Güter, die Früchte ihrer Sorgen und Nachtwachen müssen sie verlassen. Sie dachten nicht daran, sich während ihrem Leben etwas zu erwerben, das sie nach ihrem Tode mitnehmen könnten.

Ich habe mir das alles gesagt, da es Zeit war, und wenn mir mein Nachdenken nicht viel gefruchtet hat, so ist die Schuld nicht, daß ich es etwa zur Unzeit oder nicht mit genug Ernst angestellt hätte. Seit meiner Kindheit in den Wirbel der Welt geworfen, lernte ich bald durch die Erfahrung, daß ich nicht geschaffen war, darinn zu leben, und daß ich darinn niemals in eine solche Lage kommen würde, die meinem Herzen nothwendig war. Ich hörte auf, ein Glück unter den Menschen zu suchen, von welchem mein Gefühl mir sagte, daß ichs nie da finden würde; meine feurige Einbildungskraft schwang sich schon über mein kaum angefangenes Leben gleichsam auf ein fremdes Land, wo ich behaglich ruhen und wohnen könnte.

Dieser Gedanke, den meine frühste Erziehung schon in mir genährt, und die lange Reihe von Elend und Unglücksfällen gestärkt hat, bewegte mich zu jeder Zeit, die Natur und Bestimmung meines Wesens mit mehr Sorge und Theilnahme zu untersuchen, als

je ein andrer Mensch that. Ich kenne viele, die weit gelehrter philosophiren, als ich; aber ihre Philosophie ist ihnen, so zu sagen, fremde. Da sie gelehrter seyn wollen, als andre, so studiren sie das Universum und seine Einrichtung, so wie sie eine Maschine studiren, aus bloßer Neugierde. Sie erforschen die Natur des Menschen, um darüber disputiren zu können, nicht, um sich zu kennen; sie arbeiten, um andre zu unterrichten, nicht, um sich innerhalb zu erleuchten. Vielen unter ihnen gelüstet's, ein Buch zu schreiben, gleichviel welches, wenn's nur gefällt. Ist nun das Buch gemacht und gedruckt, so kümmern sie sich um den Inhalt nicht mehr, es sey dann, um ihn andern aufzudringen, oder, im Fall eines Angrifs, zu vertheidigen; übrigens aber ist das Buch für sie zu keinem Gebrauch, ja es gilt ihnen gleich, ob der Inhalt wahr oder falsch ist, wenns nur nicht widerlegt wird. Ich dachte anders. Wenn ich etwas zu lernen verlangte, so war mir's um meinen eignen Unterricht; ich habe immer geglaubt, daß man erst für sich genug wissen müsse, bevor

man andre lehren will; und unter allen Studien, mit welchen ich mich unter den Menschen beschäftigt habe, ist nicht ein einziges, das ich nicht auch auf einer öden zu meinem ewigen Aufenthalt bestimmten Insel vorgenommen haben würde. Was wir thun müssen, hängt meistens von dem ab, was wir glauben müssen, und in allen Dingen, außer den ersten Foderungen der Natur, werden unsre Handlungen durch unsre Meinungen bestimmt. Gemäß dieses Grundsatzes, der immer der meinige war, suchte ich oft und lang den Zweck meines Lebens zu kennen, damit ich seine Thätigkeit danach richten könnte, und bald tröstete ich mich über meine Untauglichkeit in der Welt zu leben, denn ich empfand, daß man jenen Endzweck da nicht suchen darf. Geboren in einer Familie, wo Sittlich- und Frömmigkeit herrschten; auferzogen bei einem Geistlichen, einem Manne voll Weisheit und Religion, habe ich in meiner zartesten Kindheit Grundsätze und Maximen (andre mögen Vorurtheile sagen) erhalten, die mich niemals gänzlich verlassen haben.

ben. Als Kind, mir selbst überlassen, durch Schmeicheleien verführt, durch Eitelkeit verblendet, durch Hofnung getäuscht, durch Noth gezwungen, ward ich katholisch; aber ich blieb immer ein Christ, und nach und nach gewann mein Herz eine wahre Neigung zu meiner neuen Religion. Der Unterricht, das Beispiel der Madame Warens bestärkten mich darinn. Die ländliche Einsamkeit, in der ich die Blüthe meiner Jugend verlebte; die Lektüre guter Werke, der ich mich gänzlich ergab, kamen meiner natürlichen Anlage zu zärtlichen Gefühlen zu Hilfe, und machten mich andächtig, beinahe wie Fenelon. Das stille Nachdenken, das Studium der Natur, die Betrachtung des Universums zwingen einen Einsiedler, sich zum Urheber der Dinge zu erheben, und mit einer süßen Unruhe den Endzweck dessen, was er sieht, die Ursache dessen, was er fühlt, zu suchen. Da mich mein Schicksal wieder in die Welt warf, fand ich nichts mehr darinn, das meinem Herzen nur einen Augenblick hätte wohlthun können. Uiberall dachte ich mit Sehnsucht

an jene glückliche Tage zurück, und dieser Gedanke machte mir alles gleichgültig und eckel, was mich nur zu Glück und Ansehen hätte leiten können. Ungewiß in unruhigem Verlangen hofte ich wenig, erhielt noch weniger, und empfand selbst in Augenblicken des Wohlergehens, daß, wenn ich auch alles, was ich zu suchen glaubte, finden würde, dennoch jenes Glück mir nicht zutheil geworden wäre, nach welchem mein Herz sich sehnte, ohne seinen Gegenstand zu kennen. So trug alles dazu bei, meine Empfindungen von der Welt zu trennen, noch ehe ich durch jene Bedrückungen daraus verbannt wurde. Ich erreichte mein vierzigstes Jahr, und schwebte noch zwischen Noth und Wohlstand, zwischen Weisheit und Irrthum, war voll Gewohnheitsfehler, ohne eine böse Neigung im Herzen zu haben; lebte auf gut Glück, ohne durch meine Vernunft bestimmte Grundsätze, leichtsinnig in Betracht meiner Pflichten, ohne sie zu verachten, aber oft, ohne sie recht zu kennen.

In meiner Jugend hatte ich das vierzigste Jahr, als die Epoche meines Lebens, festgesezt, wo alle Bemühung, Glück zu machen, und jeder Anspruch aufhören soll. Ich hatte mich fest entschlossen, nach Erreichung dieses Alters meinen Zustand, welcher es auch immer seyn möchte, nicht mehr zu ändern, sondern in den Tag zu leben, ohne mich um die Zukunft zu bekümmern. Sobald diese Zeit gekommen war, führte ich mein Vorhaben ohne Mühe aus, und wiewohl meine Glücksumstände eine gute Wendung nehmen zu wollen schienen, so entsagte ich dieser Aenderung doch mit einem wahren Vergnügen. Da ich mich von den Täuschungen und Hoffnungen befreite, so ergab ich mich ganz jener Sorglosigkeit und Ruhe des Geistes, für welche ich immer die stärkste und dauerhafteste Neigung gefühlt hatte. Ich entsagte der Welt und ihrer Pracht, befreite mich von überflüßigen Bürden, trug keinen Degen, keine Uhr, keine weissen Strümpfe, kein Gold, keine Frisur mehr, sondern eine ganz simple Perüke, ein Kleid von grobem Tuche, und

was besser als alles war, ich reinigte mein Herz von den Begierden, die allem, was ich izt verließ, Werth beilegen. Ich entsagte der Stelle, welche ich damals begleitete, und zu der ich gar nicht geschickt war, und fieng an, Musik zu kopiren, den Bogen zu so und so viel; eine Beschäftigung, an der ich stets den entschiedensten Geschmack hatte.

Ich blieb mit meiner Aenderung nicht beim Aeußerlichen stehen, sondern ich sahe wohl ein, daß noch eine gewiß weit schwerere in meinem Gemüth erforderlich sei, und fest entschlossen, diese Arbeit nicht zweimal zu thun, nahm ich mir vor, meine Denkart einer strengen Untersuchung zu unterwerfen, durch welche sie für die übrige Zeit meines Lebens so gestimmt werde, wie ich sie bei meinem Tode finden wollte.

Eine große Revolution, die eben in mir vorgegangen war, eine andre moralische Welt, die sich meinen Blicken darstellte, die unvernünftigen Urtheile der Menschen, deren Ab-

scheulichkeit ich erkannte, ohne noch vorzusehen, wie sehr ich ihr Opfer seyn würde; das immer wachsende Bedürfniß eines andern Guts, als des litterarischen Lorbeers, der mich nur von ferne anduftete, und mir doch schon zum Ekel war; endlich das Verlangen für den Uiberrest meines Lebens mir einen sicherern Weg zu bahnen, als jener war, auf dem ich die beste Hälfte zugebracht hatte: alles dieß nöthigte mich zu dieser großen Uibersicht meiner selbst. Ich unternahm sie also, und that alles, was ich konnte, um das Unternommene gut auszuführen.

Von dieser Epoche kann ich meine gänzliche Entsagung der Welt datiren, und meine lebhafte Neigung zur Einsamkeit, die mich nie mehr verließ. Das Werk, so ich unternahm, konnte nur in der Einsamkeit vollbracht werden: denn es erfoderte langes und ruhiges Nachdenken, das die Gesellschaft nicht zuläßt. Deshalb war ich genöthigt, auf eine Zeit eine andre Lebensart anzunehmen, bei der es mir nachher so wohl behagte,

 daß

daß ich sie nur aus Noth und auf kurze Zeit verließ, und stets wieder ergrif, sobald es mir möglich war; und da mich die Menschen in der Folge zur Einsamkeit verdammten, so fand ich, daß sie eben durch diese Verbannung mehr für mein Glück thaten, als ich selbst konnte.

Ich unternahm meine Arbeit mit dem Eifer, den die Wichtig- und Nothwendigkeit der Sache erfoderten. Ich lebte damals mit modernen Philosophen, die den alten gar nicht glichen. Anstatt meine Zweifel und Unentschlossenheit zu heben, machten sie meine Gewißheit über die wichtigsten Punkte wanken: denn sie waren eifrige Prediger des Atheismus, aufgeblasene Dogmatiker, die nicht ausstehen konnten, daß irgend ein Mensch in einem Stücke anders denke, als sie. Ich vertheidigte mich oft, theils aus Widerwillen gegen Zänkerei, theils aus Unfähigkeit, sehr schwach; aber niemals nahm ich ihre trostlose Lehre an, und diese Widersezlichkeit war keine der geringsten Ursachen ihres Hasses gegen mich.

Sie hatten mich nicht überredet, aber beunruhigt. Ihre Beweisgründe erschütterten mich, überzeugten mich aber nie; ich fand keine gute Antwort, fühlte aber, daß es eine geben müsse. Ich beschuldigte mich keines Irrthums, aber einer Ungeschicklichkeit, und mein Herz widerlegte sie besser, als meine Vernunft.

Ich sagte endlich zu mir: soll ich mich ewig durch die Sophismen besserer Redner umtreiben lassen, da ich nicht einmal weis, ob die Meinungen, die sie predigen und andern aufdringen wollen, auch die ihrigen sind? Durch ihre Leidenschaften, die ihre Lehre beherrschen, durch ihren Eifer, dieß oder jenes glauben zu machen, wird es unmöglich, zu erforschen, was sie selbst glauben. Kann man Aufrichtigkeit suchen bei Partheiführern? Ihre Philosophie dient nur ihnen, und ich möchte gern eine für mich haben. Ich will sie dann suchen mit allen Kräften, weil es noch Zeit ist, um für mein übriges Leben eine sichere Richtschnur zu erhalten. Ich bin izt

im reifen Alter, mein Verstand ist in seiner vollen Kraft. Schon geht's bald abwärts, und wenn ich noch warte, so werde ich mich nicht mehr meiner ganzen Stärke bedienen können; meine Seelenkräfte werden ihre Wirksamkeit verloren haben, und was ich izt aufs bestmöglichste verrichten kann, werde ich alsdann nicht mehr so gut zustande bringen können. Ich will mich also dieses Augenblicks bedienen: dieß ist die Epoche meiner äußern materiellen Veränderung, es soll auch die Zeit meiner innern moralischen Revolution werden. Ich will mit einemmal meine Meinungen und Grundsätze festsetzen, und mein übriges Leben hindurch das seyn, was ich nach reiflicher Uiberlegung finden werde, daß ich seyn soll.

Ich führte dieß Vorhaben zwar langsam und mit unterbrochener Thätigkeit aus, aber doch mit aller Verwendung und Bedachtsamkeit, deren ich fähig war. Ich fühlte lebhaft, daß die Ruhe meines Lebens und mein Glück davon abhiengen. Ich befand mich bald in einem solchen Labyrinth von Verwirrungen,

rungen, Beschwerden, Einwendungen, Krümmungen und Finsternissen, daß ich wohl zwanzigmal im Begrif stand, das Ganze aufzugeben, und in meinen Berathschlagungen mich an die Regeln des gemeinen Verstandes zu halten, ohne weiters in jenen Grundsätzen zu suchen, die ich mit so vieler Mühe ins Klare bringen mußte. Aber auch dieser gemeine Verstand war mir so fremd, ich fühlte mich so wenig aufgelegt, ihn zu erlangen, daß ich mich seiner Führung eben so wenig überlassen konnte, als ich mitten durch stürmische Meere ohne Steuerruder, ohne Kompaß einen Haven hätte suchen können.

Aber ich blieb standhaft: für das erstemal in meinem Leben hatte ich Muth, und diesem Muth hab ich's zu danken, daß ich mein schrecklichs Schicksal, das bald über mich kam, ertragen konnte. Nach den eifrigsten und fleißigsten Untersuchungen, die vielleicht je von einem Menschen sind angestellt worden, sezte ich meine Denkart für mein ganzes Leben fest; und wenn ich mich etwa in meinen

Schlüs=

Schlüssen geirrt hätte, so bin ich doch gewiß, daß man mir diesen Irrthum nicht als ein Verbrechen zur Last legen kann, denn ich that mein möglichstes, um mich dafür zu bewahren. Ich zweifle freilich nicht, daß die Vorurtheile meiner Jugend und die geheimen Wünsche meines Herzens derjenigen Wagschale, welche den meisten Trost für mich enthielt, den Ausschlag werde gegeben haben. Es ist sehr schwer, das nicht zu glauben, was man eifrig wünscht; und der Glaub der meisten Menschen, in Betref ihrer Hofnung oder Furcht, richtet sich nach dem, was sie von dem zukünftigen Leben denken. Das alles konnte mich zwar in meinem Urtheil verblenden, aber es konnte meine Aufrichtigkeit nicht ändern; denn ich fürchtete mich in jedem Punkt zu irren. Wenn alles im Genuß dieses Lebens besteht, so war mir daran gelegen, es zu wissen, damit ich mir's beizeiten auf die bestmöglichste Art zu Nutze machen könne. Was ich aber auf dieser Welt am meisten in meiner Lage zu fürchten hatte, war, daß ich das ewige Glück meiner Seele

gegen

gegen die Freuden der Welt, die ich nie viel achtete, aufs Spiel setzen könnte.

Ich muß gestehen, daß ich die Schwierigkeiten, die mich beunruhigten, und von welchen mir unsre Philosophen so oft und vieles vorgeplaudert haben, nicht immer zu meiner Genugthuung heben konnte. Da ich aber entschlossen war, mich und meine Denkart in Betref der wichtigsten Gegenstände zu bestimmen, und da ich nun undurchdringliche Geheimnisse, unauflösbare Einwürfe fand, so nahm ich bei jeder Frage, bei jedem Zweifel diejenige Meinung für die richtigste an, welche am besten und deutlichsten erörtert, und an sich selbst die glaubwürdigste war, und dann hielt ich mich nicht weiter bei Einwürfen auf, die ich nicht widerlegen konnte, die sich aber durch andre eben so starke Einwürfe gegen das entgegengesetzte System gebrauchen ließen. Es ist Charlatanerie, wenn man sich bei diesen Materien des dogmatischen Tones bedient; aber es ist daran gelegen, daß ein jeder seine Denkart für sich habe, und daß er

sie

sie mit der reifesten Uiberlegung festzusetzen suche. Fallen wir demohngeachtet in einen Irrthum, so können wir dafür nicht gestraft werden: denn es ist nicht unsre Schuld. Dieß ist der feste Grundsatz, auf welchem meine Sicherheit ruhet.

Das Resultat meiner mühsamen Untersuchungen war beinahe eben dasselbe, was ich in dem Glaubensbekenntniß des Savoischen Priesters geäußert habe, ein Werk, das schändlicherweise von der gegenwärtigen Generation verachtet ward, das aber einst eine Revolution unter den Menschen hervorbringen könnte, wenn anders jemals wieder gesunde Vernunft und Aufrichtigkeit unter ihnen aufwachen wird.

Von der Zeit an blieb ich ruhig bei den Grundsätzen, die ich nach so langem und ernstlichem Nachdenken angenommen hatte; ich machte sie zur unwandelbaren Richtschnur meines Betragens und meines Glaubens, und kümmerte mich nicht sehr um die Einwen=

wendungen, so ich nicht widerlegen oder nicht vorsehen konnte. Sie beunruhigten mich von Zeit zu Zeit, aber sie machten mich nie wanken. Ich sagte immer zu mir: das sind metaphysische Spitzfindigkeiten, die nichts zu bedeuten haben bei diesen höchstwichtigen Grundsätzen, die meine Vernunft anerkannt, mein Herz gutgeheissen hat. Bei einer Materie, die so weit über den menschlichen Verstand erhaben ist, soll ein Einwurf, den ich nicht beantworten kann, nicht das ganze Lehrgebäude umwerfen, das so fest, so gut geordnet, mit so viel Sorg und Nachdenken aufgeführt, so gut mit meiner Vernunft, mit meinem Herzen, mit meinem ganzen Wesen zusammenstimmt, und meinen ganzen innern Beifall, der jedem andern fehlt, erhalten hat. Nein, solche eitle Argumentationen sollen nicht die Uibereinstimmung zernichten, die ich zwischen meiner unsterblichen Natur und der Verfassung und physischen Ordnung dieser Welt finde. Bei jedem andern System müßte ich ohne Zuflucht leben und ohne Hofnung sterben. Ich wär das unglücklichste

Geschöpf: Ich will mich also bei diesem halten, das allein mich glücklich machen kann, troz den Menschen und dem Geschicke.

Es scheint, der Himmel habe mir diese Berathschlagung mit mir selbst und meinen Entschluß eingegeben, um mich auf mein zukünftiges Schicksal vorzubereiten, und mich zur Duldung zu stärken. Was wär aus mir geworden, und was würde noch aus mir, wenn ich in dem Elend, das mein harrte, und in dieser unglaublichen Lage ohne Mittel meinen Verfolgern zu entgehen, ohne Entschädigung für der Schande, womit sie mich überhäuften, ohne Hofnung einer mir einst werdenden Vergeltung, mich ganz dem schrecklichsten Loose, das je einem Sterblichen zutheil ward, hätte überlassen müssen? Indem ich ruhig in meiner Unschuld von den Menschen glaubte geachtet und geliebt zu seyn; indem mein offnes, vertrauenvolles Herz ganz arglos an Freunden und Brüdern hieng, so legten die Verräther Fallstricke um mich her, die in der Hölle gewirkt waren. Uiberrascht

von

von dem größten und für eine stolze Seele schmerzlichsten Unglück, in den Staub getreten, ohne zu wissen, von wem oder warum, in einen Abgrund von Schande gestürzt, von Finsternissen umgeben, durch welche ich nichts als schreckende Gegenstände erblickte, sank ich anfangs darnieder; und niemals würde ich mich wieder erholt haben, wenn ich mir nicht die Kräfte erworben hätte, von meinem Fall wieder aufzustehen.

Nach vielen unruhigen Jahren bekam ich wieder Muth, gieng in mich selbst, und dann erst lernte ich den Werth der Zuflucht kennen, die ich mir aufgespart hatte. Uiberzeugt von allen Wahrheiten, die mir wichtig waren, verglich ich meine Maximen mit meiner Verfassung, und da fand ich, daß ich mir aus den unvernünftigen Urtheilen der Menschen und aus den Zufällen dieses kurzen Lebens mehr gemacht hatte, als sie wirklich sind. Da dieses Leben ein Stand der Prüfung ist, so sah' ich ein, daß es gleichviel wäre, von welcher Art die Prüfungen sind, wenn sie nur die

bestimmte zweckmäßige Wirkung hervorbringen, und daß folglich, je größer, stärker, vielfacher die Prüfungen sind, auch desto vortheilhafter es sey, sie überstanden zu haben. Auch der lebhafteste Schmerz verliert seine Stärke bei demjenigen, der einen großen und gewissen Ersatz dafür erwartet, und die Gewißheit dieses Ersatzes war die Frucht meines vorhergehenden Nachdenkens.

Es ist wahr, daß mir mitten in den unzähligen Beleidigungen und greulichen Mishandlungen, denen ich von allen Seiten ausgesezt war, zuweilen Zweifel aufstießen, die meine Hofnung erschütterten und meine Ruhe störten. Die starken Einwürfe, so ich nicht widerlegen konnte, stellten sich meinem Geiste noch einmal so groß dar, und schlugen mich beinahe gänzlich nieder, gerade zu der Zeit, da ich unter der Last meines Unglücks muthlos erlag. Oft kamen neue Beweisgründe, die ich hie und da vernehmen mußte, zu denjenigen, welche mich schon lange gequält hatten. Dann sprach ich mit sehr be-

klemm-

klemmtem Herzen zu mir: Ach! wer wird mich von der Verzweiflung retten, wenn in meinem schrecklichen Zustande die Trostgründe meiner Vernunft nur Chimären sind! wenn sie so ihr eignes Werk vernichtet, mir meine Hofnung und mein Vertrauen raubt, die mich allein in meiner Widerwärtigkeit erhalten können. Triegende Einbildungen, die nur mich allein täuschen, sollen meine ganze Stütze seyn? Die ganze gegenwärtige Generation sieht nichts als Irrthümer und Vorurtheile in meiner Denkart; sie findet Wahrheit und Evidenz in dem System meiner Gegner; sie scheint sogar nicht glauben zu wollen, daß ich das meinige aufrichtig für wahr annehme; und ich selbst finde so viele unerklärbare Bedenklichkeiten darinn, die ich umsonst zu heben suche, die mich aber dennoch nicht hindern, darinn zu beharren. Bin ich denn allein weise, allein aufgeklärt unter den Menschen? Kann ich mich vernünftigerweise auf Grundsätze verlassen, die in den Augen aller Menschen keine Festigkeit haben, und die mir selbst täuschend schienen, wenn

mein Herz meiner Vernunft nicht zu Hilfe käme? Wär es nicht besser gewesen, wenn ich das System meiner Gegner angenommen und mit gleichen Waffen gekämpft hätte, als daß ich bei dem meinigen blieb, mich ihren Anfällen blosstellte, und ihnen nicht widerstand? Ich halte mich für weise, und ich bin der Betrogene, bin das Schlachtopfer eines eiteln Irrthums.

Wie oft war ich in solchen Augenblicken der Ungewißheit, der Verzweiflung nahe! wenn ich jemals einen ganzen Monat in einer solchen Verfassung hätte zubringen müssen, so wäre es um mich und mein Leben gethan gewesen; aber diese Gedanken, wiewohl sie mir sonst oft kamen, währten nie lange, und izt kann ich mich ihrer zwar noch nicht gänzlich entwehren, allein sie sind so selten und so schnell vorübergehend, daß sie kaum die Macht haben, meine Ruhe zu stören. Es sind leichte Zweifel, die meiner Seele so wenig anhaben können, als eine Feder, die in einen Strom fällt, seinen Lauf ändern kann. Ich

müßte mich für aufgeklärter, vernünftiger, wahrheitliebender halten, als ich zur Zeit meiner Untersuchungen war, wenn ich diejenigen Punkte, über welche ich mein Urtheil festgesezt habe, noch einmal in Betrachtung ziehen wollte. Da aber der Fall nicht möglich ist, so kann ich vernünftigerweise solche Meinungen, die sich izt meinem Geiste nur darstellen, um mein Elend zu vergrößern, jenen Einsichten nicht vorziehen, welche ich in meinem besten Alter, in der vollen Reife meiner Vernunft, in einer Zeit, wo ich ruhig war, und keine andre Begierde hatte, als Wahrheit zu erkennen, durch ernstes Nachdenken erhalten habe. Jezt ist mein Herz beklemmt vor Betrübniß, meine Seele ist muthlos, meine Einbildungskraft ist zerrüttet, mein Kopf ist verwirrt durch die dunkeln Geheimnisse, die mich umgeben; das Alter hat meine Seelenkräfte geschwächt, und nun soll ich mir alle Hülfsquellen und Trostgründe selbst rauben? Soll, um mich unglücklich zu machen, meiner hinsinkenden Vernunft mehr zutrauen, als meiner Vernunft in

in voller Kraft und Stärke? Nein, ich bin weder weiser, aufgeklärter noch aufrichtiger, als ich zu der Zeit war, da ich die wichtigen Fragen entschied. Auch damals sah' ich alle die Bedenklichkeiten ein, die mich izt beunruhigen; und kommen auch einige neuen hinzu, die ich nicht vorsahe, so sinds nur feine metaphysische Grübeleien, die nichts gelten gegen ewige, zu allen Zeiten von allen Weisen anerkannte Wahrheiten, die dem menschlichen Herzen unauslöschlich eingedruckt sind. Ich wußte, da ich über diese Gegenstände nachdachte, daß der menschliche von den Sinnen eingeschränkte Verstand sie nicht ganz fassen kann, und hielt mich also nur an dem, was ich mit meiner Einsicht erreichen konnte, ohne mich mit dem allzudunkeln, unbegreiflichen abzugeben. Das war der Vernunft gemäß, und sie rieth mir, wie mein Herz, mich daran zu halten. Warum soll ichs nunmehro aufgeben, da ich so viel Ursach habe dabei zu bleiben? welche Gefahr ist damit verknüpft? welchen Nutzen kann ich von einer Aenderung hoffen? Wenn

ich

ich die Lehre meiner Gegner annehme, soll ich auch ihre Moral annehmen? Diese grund- und fruchtlose Moral, die sie mit vielem Glanz in ihren Werken oder in einer Theaterhandlung zur Schau ausstellen, ohne daß etwas davon ins Herz oder in die Vernunft eingeht; oder gar jene andre geheime, verabscheuungswürdige Moral, die Lehre aller Eingeweihten, welcher die erste nur zur Larve dient, die sie in ihrem Betragen befolgen, die sie gegen mich ausgeübt haben. Diese Moral dient nur zum Angrif, nicht zur Vertheidigung, und zu was nüzte sie mir, in diesem Zustand, in welchen sie mich gebracht haben? Meine Unschuld allein unterstüzt mich in meinem Unglück, das ich sehr vergrößern würde, wenn ich mir diese einzige aber starke Stütze rauben, und durch Bosheit ersetzen wollte. Könnte ich sie in der Kunst zu schaden erreichen? und gelång' es mir auch, könnte das mich von einem Uibel befreien, wenn ich ihnen ein anders zufügte? — Ich verlöre die Achtung meiner selbst, und gewänn nichts dagegen.

Diese Uiberlegungen halfen mir endlich dazu, daß ich mich durch seine Argumente, unauflösbare Einwürfe, die meine und vielleicht die menschliche Vernunft übersteigen, in meinen Grundsätzen nicht mehr irre machen ließ. Mein Geist gewöhnte sich nach und nach daran, seine Beruhigung in meinem Gewissen zu finden, so, daß keine fremde Lehre, sie sey alt oder neu, meine Ruhe mehr stören kann. Bei der gegenwärtigen Kraftlosigkeit meines Leibes und meiner Seele hab ich sogar die Vernunftgründe vergessen, auf welche ich meinen Glauben und mein System gebaut habe, aber ich werde nie die Schlußfolgen vergessen, die ich mit Einstimmung meines Gewissens und meiner Vernunft daraus gezogen habe, und ich halte mich auf immer daran. Es mögen alle Philosophen dagegen argumentiren; sie verlieren Zeit und Mühe. Ich bleibe für mein ganzes Leben in allen Dingen auf dem Wege, den ich eingeschlagen habe, als ich fähiger war, gut zu wählen.

Ich bin ruhig bei dieser Verfassung, und finde, nebst der Zufriedenheit mit mir selbst, die Hofnung und das Zutrauen, dessen ich in meiner Lage bedarf. Es ist nicht mög=lich, daß eine so völlige, dauernde traurige Einsamkeit, daß der immer thätige Groll der Menschen, und die Unbilden, womit sie mich unaufhörlich überhänfen, mir nicht manche Stunde verbittern sollten. Meine Hofnung wankt, und von Zeit zu Zeit kom=men niederschlagende Zweifel meine Seele zu beunruhigen und zu betrüben. Da mein Geist in solchen Stunden keiner Thätigkeit fähig ist, die mich trösten könnte: so muß ich zurückdenken an meine ältere Entschlüsse. Ich erinnere mich, mit welchen Sorgen, Aufmerksamkeit und Redlichkeit ich sie ge=faßt habe, und dieß giebt mir meine Hof=nung und mein Vertrauen wieder. So be=wahre ich mich vor allen neuen Ideen, gleich=sam wie vor schädlichen Irrthümern, die durch Schein blenden und zu nichts dienen, als meine Ruhe zu stören.

Eingeschlossen in die enge Sphäre meiner vormaligen Kenntnisse, hab ich also nicht das Glück, wie Solon, indem ich alt werde, immer weiser zu werden, ja, ich muß mich sogar hüten vor dem gefährlichen Stolze, etwas lernen zu wollen, was ich hinfüro nicht wohl wissen dürfte. Aber wenn ich von Seiten nützlicher Einsichten keine große Bereicherung mehr zu hoffen habe, so bleiben mir noch Tugenden, die zu meiner Lage nöthig sind, zu erwerben übrig. Da muß meine Seele izt Schätze sammeln, die sie einst mitnehmen kann, wenn sie, frei von diesem Körper, die Wahrheit ohne Schleier sehen, und die Armseligkeit der Kenntnisse, worauf die Menschen so stolz sind, erkennen wird. Seufzen wird sie über jede Stunde, die sie einst auf ihre Erwerbung verwendet hat. Aber die Geduld, die Sanftmuth, die Aufrichtigkeit, die unpartheische Gerechtigkeit, das sind Güter, die man mit sich nimmt, und mit welchen man sich immer bereichern kann, ohne Furcht, sie durch den Tod zu verlieren. Diese zu besitzen soll das

einzige

einzige Studium meiner übrigen Tage seyn. Glücklich, wenn ich mein Leben, zwar nicht besser, denn das ist nicht möglich, aber tugendhafter beschließe, als ich's begann!

Vierter Spaziergang.

Unter den wenigen Büchern, welche ich zuweilen noch lese, ist Plutarch mir am liebsten und nützlichsten. Das war die erste Lektüre meiner Jugend, und soll auch die lezte meines Alters seyn. Plutarch ist beinahe der einzige Schriftsteller, den ich nie ohne einigen Nutzen lese. Vorgestern kam ich in seinen moralischen Werken auf die Abhandlung: wie man aus seinen Feinden Vortheil ziehen kann? Als ich am selben Tage einige Brochüren, die mir von ihren Verfassern waren zugeschickt worden, in Ordnung brachte, fiel ich auf eines von den Journalen des Abbe R***, auf dessen Titel er diese Worte gesezt hatte: Vitam

vero

vero impendenti R***. Ich kenne die feinen Wendungen dieser Herrn zu viel, als daß ich mich durch diese da hätte sollen täuschen lassen, und ich sahe wohl ein, daß er mir mit dieser höflichen Miene eine grausame Gegenwahrheit sagen wollte; aber worauf gründet sie sich? Wozu das Sticheln? Wodurch kann ich's veranlaßt haben? Um die Lehre des guten Plutarchs zu benutzen, entschloß ich mich, meinen nächsten Spaziergang auf eine Untersuchung meiner selbst, in Betref der Lüge zu verwenden. Ich ward in meiner Meinung bestärkt, daß das kenne dich selbst des delphischen Tempels keine so leicht zu befolgende Maxime sei, als ich in meinen Bekenntnissen geglaubt hatte.

Als ich am andern Tage, um mein Vorhaben auszuführen, mich auf den Weg machte, so war mein erster Gedanke an eine greuliche Lüge, die ich in meiner Jugend gesagt hatte. Diese Erinnerung hat mein ganzes Leben verbittert, und betrübt noch im Alter mein sonst so sehr zerrissenes Herz. Diese

Lüge,

Lüge, die an sich selbst schon ein großes Verbrechen war, ward noch ein weit größeres durch ihre Folgen, die ich zwar nie erfuhr, von meinem Gewissen aber so grausam vorgestellt wurden, als sie in der That seyn konnten. Wenn man indessen nur meine Verfassung betrachtet, in welcher ich diese Lüge sagte, so war sie eine Wirkung der falschen Scham, und weit entfernt, daß ich dabei die Absicht gehabt hätte, der Person, auf die ich log, zu schaden; so kann ich hier vor dem Angesicht des Himmels schwören, daß ich in eben dem Augenblick, da die Schamhaftigkeit mir die Lüge entriß, gern all mein Blut hingegeben hätte, um ihre Folgen alle auf mich allein zu kehren. Dieß ist eine Art von Wahnsinn, denn ich nicht anders erklären kann, als wenn ich sage, wie ich's zu fühlen glaube, daß in jenem Augenblick mein furchtsames Naturel alle Wünsche meines Herzens unterdrückte.

Das Andenken dieser unglücklichen That und die unaufhörliche Reue flößten mir einen

Abscheu vor dem Lügen ein, der mich für mein künftiges Leben davor bewahrte. Als ich meine Devise wählte, fühlte ich in mir, daß ich sie verdiene, und ich zweifelte nie, ob ich ihrer würdig sey. Durch das Motto des Abbe R*** ward ich bewogen, mich ernsthafter zu erforschen.

Ich fand bei dieser genauen Untersuchung zu meiner Verwunderung eine Menge Dinge von meiner Erfindung, die ich mich erinnere für wahr ausgegeben zu haben, und das zwar zu einer Zeit, wo ich stolz in mir selbst auf meine Liebe zur Wahrheit, ihr meine Sicherheit, meinen Nutzen und meine Person mit einer unter den Menschen unerhörten Unpartheilichkeit aufgeopfert habe.

Was mich noch mehr wunderte, war, daß ich bei der Erinnerung dieser Unwahrheiten keine Reue fühlte. Ich, der nichts so sehr verabscheute als Falschheit, der alle Marter eher ausgestanden als durch eine Lüge vermieden hätte, konnte lügen mit frohem Herzen,

ohne Noth, ohne Nutzen; ich empfand nicht die mindeste Reue darüber, da doch die Erinnerung einer einzigen Lüge fünfzig Jahre hindurch mich betrübt hat. Welcher seltsame Widerspruch! — Ich war nie halsstarrig in Betref meiner Fehler; der moralische Instinkt hat mich immer wohl geleitet, mein Gewissen hat sich immer unverfälscht erhalten; und hätte es auch meinem Vortheil nachgegeben, so wär's doch unbegreiflich, wie es gerade in gleichgültigen Fällen, wo das Vergehen nicht entschuldigt werden kann, sein Ansehen und seine Aufrichtigkeit verlor, da es sie stets in solchen Gelegenheiten, wo der Mensch, von Leidenschaften umhergetrieben, sich mit seiner Schwachheit entschuldigen kann, ganz beibehalten hat? Ich sahe, daß von der Auflösung dieses Problems die Richtigkeit des Urtheils, das ich in diesem Punkt über mich zu fällen hatte, abhieng, und nach einer sorgfältigen Untersuchung erklärte ich mir's auf diese Art:

Ich erinnere mich, in einem philosophischen Werke gelesen zu haben, daß Lügen so viel heißt, als eine Wahrheit verbergen, die man hätte kundmachen sollen. Aus dieser Definition ergiebt sich nun, daß es nicht gelogen ist, wenn man eine Wahrheit verschweigt, die man nicht schuldig ist zu sagen; aber derjenige, welcher in einem solchen Fall nicht nur die Wahrheit verschweigt, sondern das Gegentheil sagt, lügt der, oder lügt er nicht? Nach der Definition könnte man nicht sagen, daß er lügt: denn wenn er einem Menschen, dem er gar nichts schuldig ist, falsche Münze giebt, so betriegt er ihn freilich, aber er bestiehlt ihn nicht.

Zwo gleich wichtige Fragen kommen hier in Betrachtung. Die erste: wann und auf welche Art ist man einem andern Wahrheit schuldig, da man sie nicht immer schuldig ist? Die andre: giebt es Fälle, worinn man unschuldig betriegen kann? Diese zwote Frage ist ganz entschieden, das weis ich; verneint in Büchern, wo die strengste Moral dem Ver-

 fasser

fasser nichts kostet; bejahet in der Gesellschaft, wo die Büchermoral für unbrauchbares Geschwätze gilt. Ich halte mich bei diesen Widersprüchen nicht auf, und suche diese Fragen durch meine eigne Grundsätze für mich aufzulösen.

Die allgemeine, abstrakte Wahrheit ist unter allen Gütern das kostbarste. Ohne sie ist der Mensch blind; sie ist das Aug der Vernunft. Durch sie lernt der Mensch sich betragen, das zu seyn, was er seyn, zu thun, was er thun soll, und den Weg nach seiner Bestimmung zu gehen. Die besondre, individuelle Wahrheit ist nicht allezeit ein Gut, sie ist manchmal ein Uibel, und sehr oft eine gleichgültige Sache. Es giebt der Dinge nicht sonderlich viel, die ein Mensch wissen muß, und deren Kenntniß ihm zu seinem Glücke nöthig ist; so wenige es aber auch sind, so gehören sie ihm als sein eigen Gut, das er in Anspruch nehmen kann, wo er's findet, und das man ihm ohne die höchste Unbilligkeit nicht vorenthalten kann, und um

so mehr, da es zu jenen allgemeinen Gütern gehört, die man nicht verliert, wenn man sie andern mittheilt.

Was diejenigen Wahrheiten anbetrift, welche auf keine Art nützen, weder zum Unterricht, noch zur Ausübung, so können sie kein schuldiges Gut genannt werden, weil sie nicht einmal ein Gut sind, und weil das Eigenthum sich nur auf den Nutzen gründet; wo kein Nutzen möglich ist, da giebt es kein Eigenthum. Man kann ein unfruchtbares Erdreich als Eigenthum besitzen, weil man wenigst auf dem Boden wohnen kann; aber ein ganz unbedeutendes, in jeder Rücksicht gleichgültiges Faktum, das für keinen Menschen von Folgen ist, es sey wahr oder falsch, interessirt auch keinen Menschen.

In der moralischen Ordnung ist, so wie in der physischen, nichts ohne Nutzen. Nichts kann nothwendig seyn, was nicht seinen wirklichen oder möglichen Nutzen hat. Nothwendige oder schuldige Wahrheit ist nur diejenige,

welche die Gerechtigkeit interessirt, und es heißt den Namen der Wahrheit entheiligen, wenn man ihn eiteln Dingen beilegt, deren Existenz allen Menschen gleichgültig, und deren Kenntniß unnütz ist. Eine Wahrheit ohne allen Nutzen ist also eine Sache, die man nicht schuldig seyn kann, und folglich lügt derjenige nicht, der eine solche Wahrheit verschweigt oder verstellt.

Giebt es aber auch solche ganz fruchtlose Wahrheiten, die in aller Rücksicht unnütz sind? Das ist ein andrer Punkt, zu dessen Untersuchung ich hernach kommen werde. Nun, zur zwoten Frage!

Das, was wahr ist, verschweigen, und das, was unwahr ist, sagen, sind zwei sehr verschiedene Fälle, woraus aber doch einerlei Wirkung entspringen kann; denn das Resultat ist gewiß immer dasselbe, wenn die
kung nichtig ist. Wo nur immer die
heit gleichgültig ist, da ist der ihr
gesezte Irrthum auch gleichgültig,

folgt, daß derjenige, welcher betriegt, indem er das Gegentheil der Wahrheit sagt, nicht unbilliger handelt, als derjenige, welcher durch das Verschweigen der Wahrheit betriegt; denn in Betref unnützer Wahrheiten ist der Irrthum nicht schlimmer, als die Unwissenheit. Ob ich den Sand im Grunde des Meeres für roth oder weiß halte, das thut eben so viel, als ob ich gar nicht weis, von welcher Farbe er ist. Wie kann man ungerecht seyn, wenn man niemanden schadet, da die Ungerechtigkeit nur in dem Nachtheil besteht, den man andern zufügt?

Aber diese summarisch entschiedene Fragen verschaffen mir noch keine praktische Anwendung ohne viele vorhergehende Erläuterungen, die nöthig sind, um mit Genauigkeit in allen Fällen die Anwendung zu ma

wenn die

gen

urthei-

es Andern

mit dem

gemeinen fast immer im Widerspruch. Wie soll man sich in solchen Fällen verhalten? Soll man den Vortheil des Abwesenden dem Vortheil desjenigen, mit welchem man spricht, aufopfern? Soll man eine Wahrheit, die dem Einen nüzt und dem Andern schadet, sagen oder nicht? Soll man alles, was man sagen muß, nach dem Maaß des allgemeinen Besten oder nach dem Maaß der distributiven Gerechtigkeit erwägen? Und bin ich gewiß, daß ich die Verhältnisse der Sache so genau einsehe, um die Erklärungen, die ich von mir gebe, allezeit nach den Regeln der Billigkeit zu vertheilen? Noch mehr! wenn ich untersuche, was ich andern schuldig bin, hab ich dann auch hinlänglich untersucht, was ich mir selbst und der Wahrheit an sich selbst schuldig bin? Wenn ich einem andern nicht schade, indem ich ihn anführe, folgt daraus, daß ich auch mir nicht schade? Und ist man deshalb allezeit unschuldig, weil man niemals ungerecht war?

Man könnte sich auf einmal dieser verwirrten Fragen überheben, wenn man sagte: Sei immer wahr und aufrichtig, es entstehe daraus, was da wolle! Die Gerechtigkeit selbst besteht in der Wahrheit der Dinge; die Lüge ist immer unbillig und der Irrthum Betrug, wenn man das, was nicht ist, für eine Richtschnur des Glaubens und Handelns angiebt; und was auch für Folgen aus der Wahrheit entstehen mögen, so ist man stets schuldlos, wenn man sie gesagt hat, weil man nichts von dem seinigen hinzusezt.

Aber das hieß den Knoten zerschneiden, nicht auflösen. Die Frage war nicht, ob es allezeit gut wäre, die Wahrheit zu sagen, sondern ob man allezeit dazu verbunden wäre; und da nun nach der Definition, die ich untersuchte, dieß verneint ward, so bleibt übrig, die Fälle zu unterscheiden, wo die Wahrheit strenge Schuldigkeit ist, von den Fällen, wo man sie ohne Ungerechtigkeit verschweigen und ohne Lüge verhüllen kann; denn ich hab gefunden, daß es dergleichen

Fälle giebt, und hier ist es nun darum zu thun, eine sichere Regel zu suchen, nach welcher man sie erkennen und genau bestimmen kann.

Aber wo soll man diese Regel und den Beweis ihrer Unfehlbarkeit finden? — In allen moralischen Zweifeln, die so verwirrt, wie dieser sind, befand ich mich immer besser dabei, wenn ich sie nach dem Ausspruche meines Gewissens auflöste, als wenn ich der Leitung meiner Vernunft folgte. Nie betrog mich der moralische Instinkt: er hat sich bisheran in meinem Herzen so rein erhalten, daß ich mich darauf verlassen kann; und wenn auch die Leidenschaften ihn manchmal bei meinem Betragen ersticken, so erwacht er wieder in meiner Erinnerung. Dann richte ich mich selbst vielleicht eben so strenge, als mich nach diesem Leben der höchste Richter richten wird.

Wollte man die Reden der Menschen nach den Wirkungen, die sie veranlassen, beurtheilen,

len, so würde man sie oft unrichtig schätzen. Diese Wirkungen sind nicht allezeit merklich und leicht zu erkennen, und dann sind sie auch so mannichfaltig als die Umstände, worinn man spricht. Nur die Absicht des Sprechenden bestimmt den Werth seiner Reden und den Grad ihrer Güte oder Bosheit. Eine Unwahrheit sagen, ist nur in so weit eine Lüge, als man dabei die Absicht hat zu betrügen; und selbst die Absicht zu betrügen ist nicht stets mit der Absicht zu schaden verbunden, sondern hat oft das Gegentheil zum Endzweck. Aber eine Lüge ist deswegen nicht unschuldig, wenn man nicht ausdrücklich damit zu schaden dachte; man muß auch gewiß seyn, daß der Irrthum, in welchen man denjenigen, mit welchem man spricht, verleitet, weder ihm noch sonst jemanden auf eine Weise schaden kann. Diese Gewißheit ist schwer und selten, eben so selten, als eine ganz unschuldige Lüge. Zu seinem eignen Vortheil lügen ist Betrug; zum Vortheil eines andern lügen, ist Arglist; lügen, um zu schaden, ist Verläumdung, die ab-

scheulichste unter allen Lügen. Wenn man aber eine Unwahrheit sagt, die keinem Menschen weder nüzt noch schadet, so ist's keine Lüge, sondern eine Erdichtung.

Solche Erdichtungen über einen moralischen Gegenstand nennt man Apologien oder Fabeln; und da ihr Endzweck ist, nüzliche Wahrheiten in eine sinnliche angenehme Gestalt zu verhüllen, so sucht man darinn nicht die Unwahrheit des Faktums zu verbergen: denn das ist nur das Kleid der Wahrheit; und wer eine Fabel als eine Fabel sagt oder schreibt, der lügt keineswegs.

Es giebt auch andre ganz müßige, unnütze Erdichtungen; zu dieser Gattung gehören die meisten Erzählungen und Romane, die zu keiner wahrhaften Belehrung, sondern nur zur Unterhaltung dienen. Diese haben keinen moralischen Nutzen, und man muß sie nach der Absicht ihres Erfinders beurtheilen. Giebt er sie für wirkliche Wahrheiten aus, so heißt das in der That gelogen. Doch pflegt

man sich aus diesen Lügen kein Gewissen zu machen. Wenn z. B. der gnidische Tempel einen moralischen Endzweck hat, so ist dieser Endzweck durch die unsittliche Stellen und wollüstige Gemälde sehr verdunkelt und vereitelt. Was that der Verfasser, um dem Dinge einen Anstrich von Ehrbarkeit zu geben? Er gab sein Werk für die Uibersetzung eines griechischen Manuscripts aus, und er erzählte die Geschichte der Entdeckung dieses Manuscripts auf eine sehr geschickte Art, um die Leser von der Wahrheit zu überreden. Wenn das keine Lüge ist, so möcht' ich wissen, was Lügen heißt. Wem fiel es unterdessen ein, dem Verfasser diese Lüge als ein Verbrechen vorzuwerfen, und ihn für einen Betrieger zu halten?

Man wird sagen, daß das ein schriftstellerischer Spaß ist, daß der Verfasser durch seine Erzählung keinen Menschen wollte überreden, daß er auch in der That keinen Menschen überredet habe, und daß das Publikum keinen Augenblick gezweifelt habe, ob er der

Ver=

Verfasser des Werkes, das er für eine Uiber-setzung ausgab, selber sey. Ich aber halte dafür, daß ein solcher Spaß ohne allen End-zweck eine sehr alberne Kinderei ist, daß ein Lügner darum nicht weniger lügt, wenn nie-mand seine Lüge glaubt; daß man das auf-geklärte Publikum wohl unterscheiden müsse von der einfältigen, leichtgläubigen Menge, die durch die Geschichte des Manuscripts, von einem ernsthaften Author in einem auf-richtigen Tone erzählt, getäuscht ward, und die ohne Furcht das Gift aus einem antiken Becher tranken, vor welchem sie sich in Acht genommen hätten, wenn man es ihnen in einem modernen Geschirr hätte reichen wollen.

Ob diese Distinktionen in Büchern stehen oder nicht, so liegen sie doch in dem Herzen eines jeden, der gegen sich selbst aufrichtig ist, und der sich nichts erlaubt, was ihm sein Gewissen vorwerfen könnte. Denn zu seinem eignen Vortheil eine Unwahrheit sagen, ist eben so viel, als zum Nachtheil eines andern lügen, wie wohl die Lüge nicht so sträflich ist.

Einen

Einen Vortheil dem verschaffen, der ihn nicht verdient, heißt die Ordnung der Billigkeit stören; sich selbst oder einem andern eine Handlung zueignen, aus welcher Lob oder Tadel, Anklagung oder Entschuldigung entspringen kann, ist ungerecht. Eine jede Unwahrheit, die die Gerechtigkeit beleidigt, ist eine Lüge. Das ist die genaue Grenzlinie; aber eine Unwahrheit, die auf keine Art die Gerechtigkeit interessirt, ist nur eine Erdichtung, und ich gestehe, daß derjenige, welcher sich eine solche Erdichtung als eine Lüge vorwirft, ein zärtlichers Gewissen hat, als ich.

Was man dienstfertige Lügen zu nennen pflegt, sind wahre Lügen, weil es eben so ungerecht ist, zum Vortheil eines andern oder seiner selbst zu lügen, als zum Nachtheil. Wer der Wahrheit zuwider lobt oder tadelt, der lügt, wenn die Rede von einer wirklichen Person ist. Betrifts aber ein eingebildetes Wesen, so kann man, ohne zu lügen, davon sagen, was man will; nur muß man über die Moralität der erdichteten Thatsachen nicht

falsch

falsch urtheilen, denn sonst löge man gegen die moralische Wahrheit, die weit ehrwürdiger ist, als die historische.

Ich habe von denen Menschen gekannt, die man in der Welt aufrichtig und wahrhaft nennt. Ihre ganze Wahrhaftigkeit erschöpft sich in gleichgültigen Gesellschaften damit, daß sie getreulich den Ort, die Zeit, die Personen nennen, keinen Umstand hinzu dichten, nichts vergrößern. In allen Dingen, die sie nichts angehen, erzählen sie mit der äußersten Genauigkeit. Aber gilts ihrer eignen Sache, sollen sie ein Faktum erzählen, das sie betrift; so wenden sie die besten Farben an, um es in dem vortheilhaftesten Licht zu zeigen; eine für sie vortheilhafte Lüge, wenn sie sie nicht selbst sagen, begünstigen sie doch auf eine geschickte Art, so, daß man sie ihnen nicht aufbürden kann. Das will die Klugheit: Gute Nacht Wahrheit!

Der Mensch, den ich wahrhaft nenne, thut gerade das Gegentheil. In ganz gleichgülti-

gültigen Dingen, wo jener die Wahrheit so sehr verehrt, kümmert sie ihn wenig, und er würde sich kein Gewissen daraus machen, zur Unterhaltung einer Gesellschaft selbst Erzählungen zu erdichten, woraus kein unbilliges Urtheil weder zum Nutzen oder zum Schaden irgend eines Menschen in der Welt entstehen kann. Aber er wird nie etwas denken, reden oder schreiben, was gegen Wahrheit und Billigkeit für jemanden Vortheil oder Nachtheil, Achtung oder Geringschätzung, Lob oder Tadel hervorbringen könnte. Er ist gründlich wahrhaft auch gegen seinen Nutzen, wiewohl er es in gleichgültigen Dingen nicht zu scheinen trachtet. Er ist wahrhaft, weil er niemanden anführen will, weil er der Wahrheit, die ihn anklagt, eben so getreu ist, als der, die ihm Ehre bringt, weil er nie zu seinem Nutzen oder zum Schaden seines Feindes lügt. Der Unterschied zwischen meinem wahrhaften Manne und dem ersten besteht darinn, daß dieser mit strenger Pünktlichkeit der Wahrheit, die ihn nichts kostet, anhängt, aber mehr nicht; daß mein Mann aber der

Wahr-

Wahrheit nie getreuer ist, als wenn er sich ihr aufopfern muß.

Man wird sagen, daß so viel Nachgiebigkeit mit einer so warmen Liebe für die Wahrheit nicht bestehen kann; daß diese Liebe unächt sey, weil sie viel Ausnahmen duldet; nein, sie ist rein und wahr: aber sie ist nur so zu sagen ein Ausfluß von der Liebe zur Gerechtigkeit, und sie kann nicht falsch seyn, wiewohl sie oft nur in der Einbildung besteht. Gerechtigkeit und Wahrheit hält der Mann für zwey gleichvielbedeutende Wörter, und nimmt ohne Unterschied eines für das andere. Die heilige Wahrheit, die sein Herz anbethet, besteht nicht im gleichgültigen, sachlosen Namen, sondern in der Bereitwilligkeit, einem jeden das zu geben, was ihm wirklich gehört, es bestehe in Lob oder Tadel, Anklag oder Entschuldigung. Er lügt nicht, weder gegen einen andern, denn das läßt seine Billigkeit nicht zu, und er will niemanden unbilligerweise schaden; noch für sich selbst, denn das verbietet ihm sein Gewissen,

und

und er kann sich nichts zueignen, was ihm nicht gehört. Was ihm am meisten anliegt, ist seine eigne Achtung: die kann er am wenigsten entbehren; und er würde einen wahren Verlust empfinden, wenn er die Achtung andrer auf Kosten seiner eignen erwerben müßte. Er wird also manchmal ohne Gewissensangst und ohne ans Lügen zu denken in unbedeutenden Dingen lügen, nie aber zu andrer oder seinem eignen Vortheil oder Schaden. In allem, was historische Wahrheit, das Betragen der Menschen, Gerechtigkeit, Geselligkeit und nüzliche Kenntnisse betrift, wird er, so viel ihm möglich ist, sich und andre vor Irrthum bewahren. Außer diesem kennt er keine Lüge. Wenn der Tempel von Gnidos eine nüzliche Schrift ist, so ist die Geschichte des griechischen Manuscripts eine sehr unschuldige Erdichtung; eine sehr strafbare Lüge wär's, wenn das Werk gefährlich ist.

Das waren die Regeln meines Gewissens in Betref der Lüge und der Wahrheit. Mein

Bayerische Staatsbibliothek München

Herz befolgte sie maschinenmäßig, ehe sie meine Vernunft noch erkannte, und mein moralischer Instinkt machte die Anwendung davon. Die abscheuliche Lüge, wodurch die arme Marion unglücklich ward, ließ mir unauslöschliche Gewissensbisse zurück, die mich für mein ganzes Leben nicht nur vor einer ähnlichen, sondern auch vor jeder andern Lüge, die auf eine Art dem Nutzen oder Ruf eines Menschen zu nahe treten könnte, bewahrten. Da ich also im allgemeinen jede Lüge verabscheute, so war ich der Mühe überhoben, den Vortheil oder Nachtheil genau zu erwägen, und die Grenzen zwischen einer schädlichen und dienstfertigen Lüge zu bestimmen; ich hielt sie beide für strafbar, und erlaubte mir keine.

In diesen, wie in allen andern Dingen, hatte mein Temperament einen starken Einfluß auf meine Maximen: denn ich handelte nicht nach Regeln, und folgte in keinem Stück andern Regeln, als dem Antrieb meines Naturells. Nie kam mir eine überdachte

Lüge in den Sinn; ich hab nie zu meinem Vortheil gelogen, aber oft aus Schaam, um mir aus einer Verlegenheit zu helfen in ganz gleichgültigen oder mich allein betreffenden Dingen. Wenn ich eine Gesellschaft unterhalten sollte, so nöthigte mich oft die Langsamkeit meiner Ideen mich mit Erdichtungen zu behelfen, damit ich doch etwas zu sagen hatte. Wenn ich nothwendigerweise reden muß, und mein Geist nicht geschwind genug auf unterhaltende Wahrheiten verfällt, so erzähle ich Mährchen, um nicht stumm dazusitzen; aber in Erfindung dieser Fabeln bin ich sehr behutsam, daß sie nicht zu Lügen werden, das heißt: daß sie nicht die Gerechtigkeit oder Wahrheit beleidigen, und nur solche Erdichtungen sind, die der ganzen Welt und mir selbst gleichgültig sind.

Mein Wunsch wäre freilich immer, wenn nicht] historische, doch moralische Wahrheit damit verbinden zu können, nämlich solche natürliche Bewegungen des menschlichen Gemüths u. s. w. vorzustellen, woraus eine

nützliche Belehrung geschöpft werden könnte; kurz, ich möchte gern aus meinen Erdichtungen wahre Fabeln oder Apologien machen; allein ich habe nicht Gegenwart des Geistes, und nicht Geläufigkeit der Sprache genug, um etwas lehrreiches in das gesellschaftliche Geschwätz zu bringen. Sein Gang ist geschwinder, als der Gang meiner Ideen, und dadurch werde ich fast allezeit genöthigt zu reden, ehe ich denken kann; so entfuhr mir oft eine Sottise oder Ungereimtheit, die meine Vernunft und mein Herz, indem sie mir entwischte, misbilligte; aber die Censur kam zu langsam.

Eben dieser erste, unwiderstehliche Trieb meines Temperaments ist schuld, daß ich oft in überraschenden Augenblicken aus Furcht oder Schaam eine Lüge sage, woran mein Wille keinen Theil hat; sie kömmt ihm einigermaßen zuvor, weil ich auf der Stelle antworten muß. Das Andenken der armen Marion kann mich zwar vor einer jeden schädlichen Lüge bewahren, aber nicht vor

solchen,

solchen, die mich aus einer Verlegenheit reissen, wenn's mich allein betrift, und dieß ist doch eben so sehr gegen mein Gewissen und meine Grundsätze, als eine Lüge, die auf einen andern Einfluß haben kann.

Ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß, wenn ich den Augenblick hernach die Lüge, die mich entschuldigt, zurück nehmen, und die Wahrheit, die mich anklagt, sagen könnte, ohne mich einer neuen Beschämung auszusetzen, ich dieses mit der größten Freude thun würde; aber die Schande, mich selbst eines Fehlers zu beschuldigen, hält mich zurück, und ich bereue meinen Fehler aufrichtig, wage es aber nicht, ihn wieder gut zu machen. Ein Beispiel wird das, was ich sagen will, besser erklären und zeigen, daß ich nicht aus Eigennutz, nicht aus Eigenliebe, noch weniger aus Neid oder Bosheit lüge, sondern nur aus Verlegenheit und falscher Schaam, auch selbst dann, wann ich weis, daß man meine Lüge als eine Lüge erkennt, und daß sie mir zu nichts dient.

 Vor

Vor einiger Zeit ließ ich mich vom Hrn. F*** gegen meine Gewohnheit dahin überreden, daß ich mit ihm, dem Hrn. B*** und meiner Frau zu einer Mahlzeit en picnic in dem Hause der Frau *** gieng, welche mit ihren zwo Töchtern dabei war. Der ältesten, die seit kurzem verheirathet und schwanger war, ... *) fiel es mitten unter der Mahlzeit auf einmal ein, mich starr anzusehen, und zu fragen, ob ich Kinder gehabt hätte. Ich erröthete bis über die Ohren, und antwortete, daß ich nicht so glücklich gewesen wäre. Sie lächelte schalkhaft, und sah' die Gesellschaft an. Das alles war nicht dunkel, auch für mich nicht.

Es ist gewiß, daß das die Antwort nicht war, die ich hatte geben wollen, auch wenn meine Absicht gewesen wäre, zu hintergehen; denn wie die Gesellschaft einmal gestimmt war, so konnte ich versichert seyn, daß meine Antwort ihre Meinung über diesen Punkt nicht

*) Diese Punkte bedeuten einige Worte im Manuscript, die man nicht lesen konnte.

nicht ändern werde. Man erwartete, daß ich nein sagen werde, und that sich was zu gute darauf, mich zum Lügen gebracht zu haben, das empfand ich wohl. Zwo Minuten hernach kam mir die Antwort, die ich hatte geben sollen, von selbst. Die Frage ist ein wenig unbescheiden von einer jungen Frau an einen Mann, der als Junggesell alt geworden ist. Mit diesen Worten hätte ich, ohne zu lügen, oder durch ein Geständniß erröthen zu dürfen, die Lacher auf meine Seite gebracht, und ihr eine kleine Lektion gegeben, die sie natürlicherweise ein wenig vorsichtiger gemacht haben würde, an mich eine Frage zu stellen. Von dem allem that ich nichts; was ich hätte sagen sollen, sagte ich nicht; was ich nicht hätte sagen sollen, und was mir zu nichts in der Welt nüzte, das sagte ich. Mein Wille und mein Verstand hatten also keinen Theil an meiner Antwort, sie war blos die maschinenmäßige Wirkung meiner Verlegenheit. Sonst war ich so verlegen nicht, und gestand meine Fehler mit mehr

Freimüthigkeit, als Schaam, denn ich zweifelte nicht, daß man auch das bemerkte, was ich in mir fühlte, und meine Fehler ersezte; aber der Blick des Spottes thut mir wehe, und bringt mich aus meiner Fassung; indem ich unglücklicher ward, ward ich auch furchtsamer, und ich log nie, als aus Furchtsamkeit.

Niemals hab ich meinen natürlichen Abscheu vor dem Lügen besser empfunden, als da ich meine Bekenntnisse schrieb; denn da war die Versuchung stark und lockend, wenn ich nur im mindesten von dieser Seite schwach gewesen wäre. Aber weit entfernt, daß ich etwas verschwiegen, oder einen Umstaud, der mir zur Last fallen konnte, verstellt hätte, so fühlte ich vielmehr eine Neigung in mir, im Gegentheil zu lügen. Ich kann diese Wendung meines Geistes nicht erklären, und vermuthlich war meine Abneigung vor aller Nachahmung daran schuld. Ich hätte mich lieber allzustrenge angeklagt, als mit zu viel Nachsicht entschuldigt, und mein Gewissen ist

mir

mir Bürge, daß ich einst nicht strenger gerichtet werde, als ich mich selbst richtete. Ja, ich sage und fühle es mit einer stolzen Erhebung der Seele, daß ich bei dieser Schrift aufrichtiger, wahrhafter und freimüthiger zu werke gegangen bin, als je ein Mensch gethan hat; da ich einsah', daß des Guten mehr war, als des Bösen, so war's mein Vortheil, alles zu sagen, und das that ich.

Ich hab nie weniger gesagt, manchmal mehr, nicht aber in Thatsachen, sondern in den Umständen; und diese Lüge war eher eine Wirkung meiner Einbildungskraft, als meines Willens. Ich habe Unrecht, daß ich's eine Lüge nenne, denn das war von diesen Zusätzen keiner. Ich schrieb meine Bekenntnisse, da ich schon alt war, und mir eckelte schon ob den Freuden des Lebens, die ich alle verkostet, und die mein Herz leer und unzureichend gefunden hatte. Ich schrieb aus dem Gedächtniß, und das fehlte mir oft, oder gab mir nur unvollkommne Erinnerungen, und ich fühlte die Lücken durch

Umstände, die mir meine Einbildungskraft angab, die aber nie diesen Erinnerungen widersprechend waren. Ich hielt mich mit Vergnügen bei den glücklichen Augenblicken meines Lebens auf, und ich verschönerte sie manchmal mit Zierrathen, die aus ihrem Andenken flossen. Dinge, die ich vergessen hatte, sagte ich so, wie ich glaubte, daß sie gewesen seyn mußten, wie sie auch in der That vielleicht waren; aber nie sagte ich etwas anders, als ich mich dessen erinnerte. Ich gab der Wahrheit manchmal fremde Reize, aber nie bediente ich mich der Lüge, um einen Fehler zu bemänteln, oder um mir eine Tugend anzumaßen. Sollte ich auch ein oder das anderemal, indem ich mich im Profil zeichnete, meine häßliche Seite versteckt haben; so ward diese Abweichung durch andre weit seltsamere ersezt, da ich oft das Gute sorgfältiger verschwieg, als das Böse. Diese Besonderheit meines Karakters werden die Menschen nicht leicht glauben, und es ist ihnen zu verzeihen; aber so unglaublich sie auch ist, so ist sie doch nicht weniger wahr.

Ich

Ich erzählte oft das Böse in seiner ganzen Häßlichkeit, selten aber zeigte ich das Gute in seiner liebenswürdigsten Gestalt, und oft verschwieg ich's gar, weil es mir zu rühmlich war, und weil man geglaubt hätte, statt meiner Bekenntnisse wollte ich meine Lobreden schreiben. Ich beschrieb meine Jugendjahre, ohne mich der glücklichen Eigenschaften, mit welchen mein Herz begabt war, zu rühmen; ja, ich unterdrückte sogar Thatsachen, die sie zu viel in's Licht sezten. Ich erinnere mich hier zwei solcher Vorfälle meiner Kindheit, die mir alle beide einfielen, als ich meine Bekenntnisse schrieb; aber ich verschwieg sie aus oben angeführten Ursachen.

Fast alle Sonntäge brachte ich zu Paquis bei dem Hrn. Fazy zu, der eine von meinen Tanten geheirathet hatte, und eine Zitzfabricke alldort besaß. Einst befand ich mich in dem Zimmer, wo die Mange stand, und ich betrachtete die gegossenen ehernen Walzen. Ihr Glanz gefiel meinem Auge, und ich ward versucht, meine Finger darauf

zu legen, und ich rieb sie auf der glatten Fläche des Cylinders sanft hin und her, als der junge Fazy, der in das Rad getreten war, dasselbe halb umdrehete, so, daß die Spitzen meiner zwei längsten Finger hineinkamen; sie wurden zerquetscht, nnd die zwei Nägel blieben darinn. Ich schrie, und Fazy drehte das Rad um; aber die Nägel waren ganz weg, und das Blut floß von meinen Fingern. Der erschrockene Fazy weint, springt aus dem Rade, umarmt und bittet mich, nicht zu weinen, sonst wär er verloren. Mitten in meinen Schmerzen rührte mich der seinige. Ich schwieg; Fazy half mir meine Finger waschen und stillte das Blut mit Moos. Mit Thränen bat er mich, ihn nicht anzuklagen. Ich versprach ihm's, und hielt es so genau, daß nach zwanzig Jahren noch kein Mensch wußte, woher meine zwei Finger die Wundmale hatten: denn die blieben allezeit. Ich mußte über drei Wochen lang im Bette bleiben, und konnte mich während drei Monaten meiner Hand nicht bedienen. Ich sagte, daß ein großer Stein auf meine Finger gefallen sei.

Magnanima menzâgna! or quando è il vero
Si bello che si possa à te preporre?

Dieser Vorfall ward mir dannoch durch die Umstände sehr empfindlich: denn es war eben um die Exercierzeit, da die Bürgerschaft manövrirte, und drei andre Kinder von meinem Alter waren mit mir übereingekommen, in Uniform mit der Kompagnie meines Viertels zu exercieren. Ich mußte den Kummer erleben, daß ich meine Kameraden mit der Trommel unter meinem Fenster vorüberziehen hörte, da ich im Bette lag.

Meine andre Geschichte ist dieser ganz ähnlich, aber aus einem reifern Alter.

Ich spielte Mail zu Plain-Palais mit einem meiner Kameraden, Namens Plince. Unterm Spiel bekamen wir Streit, und rauften miteinander. Plince gab mir mit der Maße einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er mit einem stärkern Arm mir das Gehirn eingeschlagen haben würde. Ich fiel

auf der Stelle nieder. In meinem Leben sah' ich keine so heftige Bewegung, als in welche der arme Jüngling gerieth, da er Blut durch meine Haare fließen sah. Er glaubte mich ermordet zu haben. Er stürzte auf mich, umarmte mich, drückt mich fest an seine Brust und zerfließt in Thränen. Ich umarme ihn auch, so stark ich kann, weine, wie er, und dieses undeutliche Gefühl war nicht ohne Wollust. Er bemühte sich endlich, mein Blut zu stillen; und da unsre beide Schnupftücher nicht hinreichten, so schleppte er mich in den Garten seiner Mutter, der nahe dabei gelegen war. Diese gute Frau wäre bald in Ohnmacht gefallen, als sie mich in diesem Zustand erblickte. Nachdem sie meine Wunde wohl ausgewaschen hatte, legte sie mir Lilienblumen, die in Brandwein macerirt waren, darauf; dieß ist ein vortreflicher Wundbalsam, und in meinem Vaterlande sehr gebräuchlich. Die Thränen dieser Dame und ihres Sohnes rührten mein Herz dergestalten, daß ich sie beide lange Zeit hindurch wie Mutter und Bruder liebte, bis ich sie endlich

nicht

nicht mehr sah, und allmälich vergaß. Diesen Vorfall verschwieg ich eben so, wie den vorhergehenden, und ich hab noch hundert andre von der Art erlebt, die ich in meinen Bekenntnissen nicht erwähnte: so wenig war mir's darum zu thun, das Gute, so ich in meinem Karakter empfand, herauszustreichen. Nein, wenn ich jemals gegen eine mir bekannte Wahrheit geredet habe, so war's gewiß nur in ganz gleichgültigen Dingen, und es geschahe mehr aus Nothwendigkeit zu reden, oder aus Lust zu schreiben, als aus Eigennutz oder aus Absicht, andern zu nutzen oder zu schaden. Und wer jemals meine Bekenntnisse mit Unpartheilichkeit lesen wird — wenn anders das geschehen kann — der wird finden, daß die Geständnisse, die ich da ablegte, weit demüthigender und härter sind, als das Geständniß eines weit größern Uibels, das man aber mit weniger Schaam entdecken kann, und wovon ich keine Meldung that, weil ich's nicht begangen hatte.

Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich, daß die Wahrheitsliebe, die ich bekenne, sich mehr auf das Gefühl von Rechtschaffenheit und Billigkeit, als auf die Wirklichkeit der Dinge selbst, gründet, und daß ich in der praktischen Anwendung mehr der moralischen Leitung meines Gewissens, als den abstrakten Begriffen vom Wahren und Falschen gefolgt bin. Ich habe viele Fabeln gesagt, aber gelogen habe ich selten. Da ich mich an diese Grundsätze hielt, so stellte ich mich in vielen Dingen den andern blos; aber ich habe keinem Menschen Unrecht gethan, und mir keinen Vortheil zugeeignet, der mir nicht gehörte. Mich däucht, daß nur von dieser Seite die Wahrheit eine Tugend sei. In jedem andern Betracht ist sie für uns nur ein metaphysisches Wesen, woraus weder Gutes noch Böses entsteht.

Doch ist mein Herz mit diesen Distinktionen nicht so ganz zufrieden, daß ich mich für ganz untadelhaft halten kann. Wenn ich sorgfältig erwägte, was ich andern schuldig

war,

war, erwägte ich dann auch eben so sorgfältig, was ich mir schuldig bin? Wenn man gegen andre gerecht seyn muß, so muß man wahr seyn gegen sich selbst: das ist eine Pflicht, die der rechtschaffne Mann seiner eignen Würde schuldig ist. Wenn die Langsamkeit meiner Ideen in Gesellschaften mich nöthigte, ihren Fehler durch Erdichtung zu ersetzen, so hatte ich Unrecht: denn man soll nicht, um andre zu unterhalten, sich selbst erniedrigen; und wenn die Lust zu schreiben mich dahin vermochte, daß ich wirklichen Dingen erdichtete Zierrathen gab, so hatte ich noch mehr Unrecht: denn die Wahrheit mit Erdichtungen verschönern wollen, heißt sie verunstalten.

Was mich aber noch tadelhafter macht, ist die Devise, die ich mir gewählt hatte. Diese Devise legte mir mehr, als jedem andern, die Schuldigkeit auf, der Wahrheit streng zu folgen, und es war nicht genug, daß ich ihr überall meinen Vortheil und meine Neigungen aufopferte, sondern ich hätte ihr

auch meine Schwachheit und Furchtsamkeit aufopfern sollen. Es war Muth und Stärke nöthig, allezeit und bei jeder Gelegenheit wahr zu seyn, und sollte nie eine Erdichtung oder Fabel aus dem Munde und der Feder geflossen seyn, die sich ausdrücklich der Wahrheit gewidmet hatten. Das hätte ich mir sagen sollen, als ich diese stolze Devise nahm, und hätte mirs, so lange ich sie führte, immer wiederholen sollen. Falschheit gab mir nie eine Lüge ein, sondern Schwachheit; aber das entschuldigt mich nicht. Mit einer schwachen Seele kann man sich höchstens vor dem Laster hüten; aber es ist Anmaßung und Frevel, große Tugenden zu bekennen.

Diese Betrachtungen würde ich vermuthlich niemals angestellt haben, wenn mich nicht der Abbe R*** darauf geleitet hätte. Es ist freilich spät, um Gebrauch davon zu machen; aber es ist doch nicht zu spät, meinen Irrthum wieder gut zu machen, und meinen Willen wieder in die Ordnung zu bringen: denn das ist alles, was ich hinführo

führo thun kann. In diesem also und allen ähnlichen Dingen ist die Maxime des Solon für jedes Alter anwendbar, und es ist nie zu spät, auch von seinen Feinden zu lernen, weise, wahr und bescheiden seyn, und nicht zu viel auf sich selbst trauen.

Fünfter Spaziergang.

Unter allen Wohnungen, die ich hatte (und ich hatte deren sehr schöne) war ich in keiner vergnügter, und denke an keine lieber zurück, als an die St. Petersinsel, mitten auf dem See von Bienne. Diese kleine Insel, die man zu Neufchatel die de la Motteinsel nennt, ist sehr wenig bekannt, auch selbst in der Schweiz. Kein Reisender, so viel ich weis, thut von ihr Erwähnung. Doch ist sie sehr angenehm und ungemein gut gelegen für das Glück eines Menschen, der gern im Stillen lebt; denn wiewohl ich der einzige in der Welt bin, dem sein Schicksal ein Gesetz daraus gemacht hat, so glaube ich doch

doch nicht der einzige zu seyn, der eine so natürliche Neigung dazu fühlt, wiewohl ich sie bisheran noch bei keinem andern fand.

Die Ufer des See's von Bienne sind wilder und romantischer als am Genfer See, weil die Felsen und Wälder, die den See umgränzen, näher ans Wasser gehen; aber sie sind nicht minder angenehm. Wenn es hier weniger angebaute Felder und Weinberge, Dörfer und Häuser giebt, so giebt es mehr natürliches Grün, mehr Wiesen, schattigte Gebüsche, kontrastirende Lagen und auffallende Prospekte. Da es in dieser glücklichen Gegend keine zum Fahren bequeme Straßen giebt, so wird sie selten von Reisenden besucht; aber sie ist vortreflich für einsame Denker, die sich gern an den Reizen der Natur erquicken, und sich in gedankenvollem Schweigen sammeln, das durch nichts kann gestört werden, als durch das Geschrei der Adler, das unterbrochene Gezwitzer einiger Vögel und das Geräusch der Bäche, die vom Berge stürzen. Dieses schöne, beinahe runde

Becken schließt in seiner Mitte zwo kleine Inseln ein; die eine, fast eine halbe Meile im Umkreis, ist bewohnt und angebauet; die andre ist kleiner, öde, und wird einst ganz vernichtet werden durch die Ladungen von Erde, die man unaufhörlich davon wegführt, um die durch Sturm und Wellen verursachte Beschädigungen an der großen zu ergänzen. So muß der Schwächere immer zur Vergrösserung des Starken dienen.

Es ist auf der ganzen Insel nur ein einziges aber großes, angenehmes und bequemes Haus, welches, wie die ganze Insel, dem Hospital von Bern zugehört, und von dem Einnehmer nebst seiner Familie bewohnt wird. Er hält da sehr vieles Geflügel und hat Fischbehältnisse. So klein die Insel ist, so ist sie doch sehr mannigfaltig in ihren Erdstrichen und Gegenden; sie bietet verschiedene Aussichten dar und verträgt allerhand Bauarten. Man siehet da Felder, Weingärten, Gehölze, fette Weiden von kleinen Wäldchen beschattet und von allerlei Gesträuch umzäunt, das

von dem vorbeifließenden Wasser stets frisch erhalten wird; eine hohe Terrasse, worauf zwo Zeilen von Bäumen gepflanzt sind, fasset die Insel der Länge nach ein, und in der Mitte dieser Terrasse steht ein hübscher Saal, wo die Bewohner der nahen Gestade sich während der Weinlese Sonntags zum Tanze versammeln.

Auf diese Insel flüchtete ich mich nach der Versteinigung zu Motiers. Ich fand den Aufenthalt so reizend, und ich lebte so ganz nach meinem Humor, daß ich mich entschloß, meine Tage da zu endigen. Ich hatte keine andre Unruhe, als durch die Furcht, man möchte mich verhindern, dieses Vorhaben auszuführen: denn ich nahm schon die ersten Bemühungen meiner Feinde wahr, mich nach Engelland zu bringen. In dieser Ahndung, die mich beunruhigte, wünschte ich, daß man mir diesen Ort zu einem ewigen Gefängniß anweisen möchte, und daß man mir auf diese Art die Macht und Hofnung genommen hätte, ihn jemals zu verlassen. So würde ich ge-

 trennt

trennt von der festen Erde, und unwissend in allem, was in der Welt vorgeht, ihr Daseyn Vergessen haben, und sie das meinige.

Man ließ mich nur zween Monate auf dieser Insel zubringen, aber ich würde zwei Jahre, zwei Jahrhunderte, die ganze Ewigkeit da zugebracht haben, ohne einen Augenblick Langeweile zu haben, wiewohl ich nebst meiner Gefährtinn keine andre Gesellschaft hatte, als den Einnehmer, seine Frau und sein Hausgesinde, die alle in der That sehr gute Menschen waren, und weiter nichts; aber das war eben, was ich bedurfte. Ich halte diese zween Monate für die glücklichste Zeit meines Lebens, und so glücklich, daß ich mein ganzes Leben hindurch zufrieden gewesen wäre, ohne daß einen Augenblick der Wunsch nach einem bessern Zustande in meine Seele gekommen wäre.

Was das für ein Glück war, und worin sein Genuß bestand, das wollte ich allen Menschen dieser Zeit nach der Beschreibung

der Lebensart, die ich da führte, zu rathen aufgeben. Das kostbare far niente war die erste und vorzüglichste dieser Vergnügungen, die ich in ihrer ganzen Lieblichkeit genießen wollte, und alles, was ich während meinem dasigen Aufenthalt that, war in der That nichts, als die angenehme und nothwendige Beschäftigung eines Menschen, der sich der Muße gewidmet hat.

Die Hofnung, daß man nicht besser wünschen würde, als mich in diesem einsamen Aufenthalt zu lassen, den ich selbst wählte, woraus ich ohne Beistand und ohne bemerkt zu werden, nicht kommen konnte, wo ich kein Verständniß und keinen Briefwechsel haben konnte als durch die Beihilfe der Menschen, die um mich waren; diese Hofnung, sag' ich, gab mir eine andre, nämlich meine Tage da glücklicher zu beschließen, als ich sie bisheran zugebracht hatte, und der Gedanke, daß ich mich nun hier nach Zeit und Muße einrichten könnte, war schuld, daß ich keine Einrichtung traf. Schnell, unvorgesehen und nackt kam ich

hierher, und ich ließ nach und nach meine Haushälterinn, meine Bücher und wenige Habseligkeiten kommen, wovon ich aber nichts auspackte. Ich ließ meine Küsten und Felleisen, wie sie gekommen waren, und lebte an dem Ort, wo ich mein ganzes Leben zuzubringen dachte, als in einem Wirthshause, das ich morgen wieder verlassen wollte. Alles gieng so gut, wie's war, daß man nichts daran hätte verbessern können, ohne es zu verderben. Eine meiner größten Freuden war, meine Bücher wohl eingepackt zu lassen und kein Schreibzeug zu haben. Wenn unselige Briefe kamen, die mich zum antworten nöthigten, so lehnte ich murrend vor Unwillen ein Schreibzeug vom Einnehmer, und ich war sehr eilig, es wieder zurück zu geben, in der Hofnung, es nie mehr zu brauchen. An statt jener traurigen Papierhaufen füllte ich mein Zimmer mit Blumen und Heu; denn ich war in der ersten Hitze zu botanisiren; der Doktor von Ivernois hatte mir dafür eine Neigung eingeflößt, die bald zur Leidenschaft wurde. Da ich nicht

mehr

mehr arbeiten wollte, so mußte ich doch eine Beschäftigung zu meiner Unterhaltung haben, die mir gefiel und mir nicht mehr Mühe verursachte, als ein fauler Mensch gern übernimmt. Ich nahm mir vor, die flora petrinsularis zu verfassen und alle Pflanzen der Insel zu beschreiben, ohne eine einzige auszulassen, und das mit einer Genauigkeit, die mir für mein ganzes Leben zu thun gäbe. Man sagt, daß ein Teutscher über den Kern einer Zitrone ein Buch geschrieben habe; ich würde über jedes Gräschen der Wiesen, über jedes Moos der Wälder das nämliche gethan, kurz, ich würde das mindeste Fäserchen an einer Pflanze, ein jedes vegetales Atome weitläufig beschrieben haben. In Gefolge dieses schönen Entwurfs besuchte ich alle Morgens mit einem Vergrößerungsglas in der Hand und meinem Systema naturæ unterm Arm eine Gegend der Insel, die ich in kleine Viertel abgetheilt hatte, um in jeder Jahreszeit eines nach dem andern zu durchgehen. Nichts ist sonderbarer als meine Entzückungen, die ich jedesmal empfand,

wenn

wenn ich den Bau, die vegetale Organisation und das Spiel der Geschlechtstheile in der Befruchtung, deren Systeme mir damals ganz neu war, bemerkte. Die Unterscheidung der Geschlechtszeichen, wovon ich vorher keine Idee hatte, vergnügte mich ungemein, da ich sie bei gemeinen Pflanzen wahr und praktisch fand. Tausend kleine Spiele der Befruchtung, die ich zum erstenmale bemerkte, gaben mir eine ungemeine Freude, und wie la Fontaine fragte, ob man den Habakuk gelesen, so fragte ich, ob man die Hörner an der Brunelle gesehen habe. Nach zwo oder drei Stunden gieng ich zurück mit einer reichen Erndte beladen; dieser Vorrath diente mir zur Unterhaltung am Nachmittag, falls es regnen sollte. Die übrigen Stunden des Morgens brachte ich damit zu, daß ich mit dem Einnehmer, seiner Frau und Theresen die Arbeiter auf dem Felde besuchen gieng; ich legte sehr oft selbst mit Hand an, und oft sahen mich Berner, die mich besuchen kamen, auf einem Baume sitzen mit einem Sack um den Leib gebunden, in den

ich Früchte brach, und dann an einer Schnur herunter ließ. Die Uibung des Morgens und die damit nothwendig vergesellschaftete gute Laune machte mir die Ruhe beim Mittagmahl sehr angenehm; wenn es aber zu lange währte, und das schöne Wetter mich einlud, so konnte ich nicht warten, bis man aufstund. Da die andern noch am Tische saßen, gieng ich allein in einen Kahn, ruderte auf die Mitte des See's, und da legte ich mich hingestreckt auf den Boden des Kahns mit gen Himmel gerichteten Augen, und ließ mich so langsam vom Wasser hin und her treiben. Auf diese Art war ich manchmal mehrere Stunden lang in undeutliche aber angenehme Betrachtungen versenkt, die, wenn sie schon keinen bestimmten Gegenstand hatten, mir dannoch weit mehr Vergnügen machten, als alles, was ich von den sogenannten Freuden des Lebens genossen hatte. Wenn mich die untergehende Sonne ermahnte, nach Hause zu kehren, so befand ich mich oft so weit von der Insel, daß ich mit allen Kräften rudern mußte, um vor Nacht dahin

zu kommen. Oft fuhr ich nahe an dem Gestade hin, und das frische vom Gebüsch beschattete Wasser lockte mich zu baden. Aber meine meisten Schiffahrten waren nach der kleinen Insel gerichtet: da landete ich an und brachte ich manchen Nachmittag zu, in dem ich unter dem Gesträuche herum spazirte, oder in dem ich auf der Höhe eines sandigten Hügels saß, der mit Gras, Blumen und Klee, den man vermuthlich einmal dahin gesäet hatte, bedeckt war. Es fiel mir ein, daß diese Gegend sehr bequem wäre, eine Anzahl Kaninchen zu unterhalten, die sich da gut fortbringen und ohne Schaden vermehren könnten. Dem Einnehmer theilte ich diese Idee mit, und er ließ Kaninchen von Neufchatel kommen. Wir fuhren in großer Feierlichkeit, der Einnehmer, seine Frau, eine seiner Schwestern, Therese und ich, die Kaninchen auf der kleinen Insel zu etabliren; vor meiner Abreise brachten sie schon Junge, und sie kommen gewiß gut fort, wenn sie anders die Strenge des Winters aushalten können. Die Gründung dieser

ser Kolonie war ein Fest. Der Führer der Argonauten war nicht stolzer, als ich, da ich die Gesellschaft und die Kaninchen von der großen Insel zur kleinen führte, und ich bemerkte mit Wohlgefallen, daß die Einnehmerinn, die sonst das Wasser scheute, und sich immer darauf übel befand, unter meiner Führung mit Vertrauen sich einschifte, und während der Uiberfahrt nicht die mindeste Furcht verrieth.

Wenn der stürmische See mir nicht erlaubte zu fahren, so brachte ich meinen Nachmittag damit zu, daß ich links und rechts die Insel durchgieng und Kräuter sammelte. Dann sezte ich mich in eine angenehme, einsame Gegend, um nach meinem Wohlgefallen zu denken; oder ich lagerte mich auf einen Hügel, und genoß des prächtigen, entzückenden Anblicks der See und seiner Ufer, die von einer Seite aus Gebirg bestanden, von der andern, aus reichen fruchtbaren Ebenen, über welche sich das Gesicht in den entfernten bläulichten Bergen verlor.

Kam nun der Abend, so stieg ich herab, und sezte mich an das Gestade in ein dûstres Gebûsch; da zog das Gemurmel der Wellen und die Bewegung des Wassers meine Sinnen auf sich, verscheuchte jede andre Bewegung aus meiner Seele, und versenkte sie in wollustvolle Betrachtungen, in welchen mich oft die Nacht ûberfiel, ohne daß ich's wahrnahm. Die Ebbe und Fluth des Wassers, sein immerwâhrendes Geplâtscher, das bald stârker, bald schwâcher wurde, unterhielten mein Aug' und mein Ohr, und ersezten die innere Bewegung in mir, welche das Nachdenken erstickte; so fûhlte ich mein Daseyn mit Vergnûgen, ohne die Mûhe zu haben, daran zu denken. Dann und wann dachte ich flûchtig an die Unbestândigkeit der Dinge in dieser Welt, wovon mir die Oberflâche des Wassers ein Bild darbot; aber diese leichten Eindrûcke wurden bald ausgelôscht durch die fortdauerende Gleichfôrmigkeit der Bewegung, in der ich war, und die mich, ohne thâtige Mitwirkung meiner Seele so fest hielt, daß es mich Uiberwindung kostete,

stete, zur Zeit und auf das verabredete Zeichen mich hinweg zu begeben.

War der Abend schön, so machten wir alle nach der Abendmahlzeit noch einen Spaziergang auf die Terrasse, um der kühlen Seeluft zu genießen. Man sezte sich in den Saal, lachte, plauderte, sang ein altes Lied, das wohl so viel werth war, als das moderne Getriller; und dann gieng man zu Bette, vergnügt mit dem Tage und voll des einzigen Wunsches, morgen wieder einen solchen zu erleben.

Das war, wenn ich einige unvorgesehene und unzeitige Besuche wegrechne, meine Lebensart während meinem Aufenthalt auf dieser Insel. Man sage mir nun, was denn so reizendes darinn war, daß es in meinem Herzen eine so lebhafte, zärtliche und dauernde Rückerinnerung hat erwecken können. Nach fünfzehn Jahren ist es mir unmöglich, an diese geliebte Wohnung zu denken, ohne mich mit der heftigsten Sehnsucht wieder dahin zu wünschen.

Ich habe bei den Abwechslungen eines langen Lebens bemerkt, daß nicht die Epochen des süßesten Genusses und der lebhaftesten Freuden mich durch die Erinnerung am meisten rühren. Diese kurzen Augenblicke des Taumels und der Leidenschaft, so lebhaft sie auch sind, sind doch eben ihrer Lebhaftigkeit halber, nur dünn gesäete Punkte auf der Linie des Lebens. Sie sind zu selten und zu flüchtig, um einen Zustand auszumachen. Das Glück, so mein Herz vermißt, besteht nicht in flüchtigen Augenblicken, sondern in einer einfachen, bleibenden Lage, die nichts lebhaftes hat, sondern die durch Dauerhaftigkeit immer angenehmer wird, so, daß man endlich seine höchste Glückseligkeit darinn findet.

Auf der Erde ist alles in einer immerwährenden Bewegung. Nichts behält eine stete, bleibende Gestalt und unsre Neigungen, die sich an äußerliche Dinge heften, ändern sich nothwendigerweise mit jenen. Sie sind immer vor oder hinter uns, rufen

das Vergangene, das nun nicht mehr ist, zurück, oder zählen auf das Zukünftige, das oft nicht seyn darf: es ist nichts gründliches da, woran das Herz sich fesseln könnte. Auch hat man hier nur vorübergehende Vergnügen, ich zweifle, ob ein dauerhaftes Glück bekannt sei. Kaum ist in unsern feurigsten Entzückungen ein Augenblick, von welchen das Herz mit Wahrheit zu uns sagen könnte: ich wünschte, daß dieser Augenblick ewig währte. Wie kann man eine flüchtige Verfassung, die unser Herz noch unberuhigt und leer, die uns stets noch etwas vermissen oder verlangen läßt, Glück nennen.

Giebt es aber eine Lage, in welcher sich die Seele einer gegründeten Behaglichkeit überlassen, und ihr ganzes Wesen darinn versammeln kann, ohne das Vergangene zurück und das Zukünftige herbei zu wünschen; wo die Zeit für sie Nichts ist, das Gegenwärtige immer dauert, ohne dennoch seine Dauer und eine Folge merken zu lassen; ohne eine

andre Empfindung weder von Verlust noch von Genuß, weder von Vergnügen noch Misvergnügen, weder von Furcht, noch Verlangen, als die einzige Empfindung unsrer Existenz, und daß diese Empfindung allein sie ganz erfüllen kann; so lange diese Lage dauert, kann derjenige, welcher sich darinn befindet, sich glücklich nennen; sein Glück ist nicht unvollkommen, arm und relatif, wie das Glück der Freuden dieses Lebens; sondern genügsam und vollkommen, es läßt keine Leere in seiner Seele, die sie zu füllen wünscht. In einer solchen Lage befand ich mich auf der St. Petersinsel bei meinen einsamen Reverien, wenn ich entweder in meinem Nachen lag, den ich vom Wasser treiben ließ, oder wenn ich am Ufer saß, oder anderswo.

Was genießt man in einer solchen Lage? Nichts, was außer uns ist, unser selbst und unsers Daseyns; so lang dieser Zustand dauert, ist man sich selbst genug, wie Gott. Die Empfindung unsrer Existenz, frei von jeder andern, ist an sich selbst schon kostbar

an Vergnügen und Ruhe; sie allein wäre schon hinlänglich, uns diese Existenz werth zu machen, wenn wir jeden sinnlichen Eindruck, der diese Empfindung stört und dieß Vergnügen verbittert, von uns entfernen könnten. Aber die meisten Menschen sind stets von Leidenschaften beunruhigt, sie kennen daher diesen Zustand nicht ganz, genossen ihn nur unvollkommen einige Augenblicke, und haben nur dunkle verwirrte Begriffe davon. Es wäre auch nicht gut, wie die Sachen beschaffen sind, wenn sie begierig nach diesen süßen Entzückungen an dem thätigen Leben einen Ekel bekämen, zu dessen Pflichten sie durch ihre sich immer erneuernde Bedürfnisse verwiesen werden. Aber ein Unglücklicher, der von der Gesellschaft getrennt, nichts Gutes und nützliches mehr thun kann, weder für andre noch für sich, findet in diesem Zustand einen Ersatz aller menschlichen Glückseligkeiten, die ihm weder das Schicksal noch die Menschen rauben können.

Es ist wahr, daß nicht jede Seele im stande ist, dieses Ersatzes in jeder Lage zu genießen. Das Herz muß ruhig seyn, und keine Leidenschaft darf seinen Frieden stören. Derjenige, welcher dessen genießen soll, muß dazu gestimmt seyn, und die Gegenstände, die ihn umgeben, müssen ihn nicht hindern. Es wird dazu weder eine gänzliche Ruhe, noch zu viel Unruhe erfodert, sondern eine mäßige, einförmige Bewegung ohne Erschütterungen und ohne Nachlaß. Das Leben ist eine Schlafsucht ohne Bewegung. Ist die Bewegung ungleich oder zu stark, so weckt sie uns auf; da sie uns auf die gegenwärtigen Gegenstände aufmerksam macht, so beraubt sie uns des Vergnügens zu träumen; sie reißt uns aus uns selbst, um uns den Augenblick dem Joche des Glückes und der Menschen zu unterwerfen, und uns die Empfindung unsers Elendes wieder zu geben. Ein immerwährendes Stillschweigen macht zur Traurigkeit geneigt. Es giebt ein Bild des Todes. Dann ist der Beistand einer heitern Einbildungskraft nöthig, der sich

denen=

denenjenigen, die der Himmel damit begabt hat, von selbst darbietet. Die Bewegung, die nicht von Aussen kömmt, entsteht dann in unserm Innern. Die Ruhe ist zwar geringer, aber desto angenehmer, wenn leichte, liebliche Ideen, ohne die Seele in Bewegung zu setzen, nur so zu sagen an ihrer Oberfläche hingleiten. Mehr bedarf's nicht, um sich seiner selbst zu erinnern, und seine Leiden zu vergessen. Dieser Art von Reverie kann man überall genießen, wo man ruhig seyn kann; und ich habe oft gedacht, daß ich in der Bastille, ja so gar in einer Keuche, wo kein Gegenstand mir in die Augen fiel, angenehme Träume und Betrachtungen haben könnte.

Aber ich muß gestehen, daß das sich leichter und vergnügter thun ließ auf einer fruchtbaren, einsamen Insel, wo ich nur lachende Bilder sahe, wo mich nichts an etwas Betrübtes erinnerte, wo die Gesellschaft der wenigen Einwohner angenehm war, ohne jedoch so interessant zu seyn, daß sie mich un=

unaufhörlich beschäftigt hätte, wo ich mich den ganzen Tag ohne Hinderniß und Sorg' nach meinem Geschmack beschäftigen oder gänzlich der weichsten Muße überlassen konnte. Die Gelegenheit war in der That schön für einen Träumer, der mitten unter unangenehmen Gegenständen sich an frölichen Chimären letzen konnte, da izt alles, was seine Sinne berührte, zu seiner Phantasei stimmte. Wenn ich nach einer langen und süßen Reverie mich mitten im Grünen sahe von Vögeln und Blumen umgeben, und meinen Blick auf die romantische Ufer warf, die eine große Strecke von hellem Wasser umgaben, so machte ich meine Träume diesen reizenden Gegenständen ähnlich; und wenn ich nach und nach zu mir selbst und zu dem, was um mich war, zurückkam, so konnte ich den Punkt, der das Geträumte von dem wirklichen unterschied, nicht bemerken, so sehr trug alles dazu bei, das einsame Leben mir in diesem schönen Aufenthalt angenehm zu machen. Warum ist es verloren? warum kann ich meine Tage nicht endigen in dieser

gelieb-

geliebten Insel, ohne sie jemals wieder zu verlassen, ohne jemals einen Bewohner der festen Erde zu sehen, der mich an die mancherlei Widerwärtigkeiten, mit welchen seine Brüder mich überhäuft haben, erinnerte. Ich würde sie bald auf immer vergessen haben; ohne Zweifel vergäßen sie mich, aber was läge mir daran, wenn sie nur nicht kommen konnten, meine Ruhe zu stören. Befreiet von allen irrdischen Leidenschaften, die aus der Unruhe des gesellschaftlichen Lebens entstehen, würde sich meine Seele oft über diese Atmosphäre schwingen, und im Voraus mit den himmlischen Geistern Umgang pflegen, deren Anzahl sie bald zu vermehren hofft. Ich weis, daß die Menschen mir eine so angenehme Freistatt, wo sie mich nicht lassen wollten, nicht wiedergeben werden. Aber sie werden mich nicht verhindern, daß ich mich täglich auf den Flügeln meiner Einbildungskraft dahin begebe, und einige Stunden lang eben das Vergnügen koste, als wenn ich noch da wohnte. Meine süßeste Beschäftigung würde da seyn, nach meinem

Gefallen zu träumen. Thue ich das nicht, wenn ich träume, daß ich da bin? ich thue mehr; dem Reiz einer abstrakten, einförmigen Reverie füge ich noch angenehme, belebende Bilder hinzu. Ihr Gegenstand entgieng oft meinen Sinnen während meinen Entzückungen, und je tiefsinniger izt meine Betrachtungen sind, desto lebhafter kommen mir jene Gegenstände vor. Ich befinde mich izt oft noch mehr unter ihnen, und auf eine noch angenehmere Art, als wenn ich wirklich da wäre. Das Unglück ist, daß je mehr das Feuer meiner Einbildungskraft abnimmt, desto langsamer, seltener und undauerhafter diese Erinnerungen sind. Ach! man wird nie von seiner Hülle mehr geblendet, als wenn man anfängt sie zu verlassen!

Sechster Spaziergang.

Wir haben keine maschinenmäßige Bewegung, von welcher wir nicht die Ursach in unsern Herzen finden könnten, wenn wir sie da zu suchen verstünden.

Als ich gestern über den neuen Boulevard gieng, um längs der Bievre Kräuter zu suchen, so schlug ich nahe an der Barriere d'Enfer rechts ein; kam ins Feld und gieng die Straße von Fontainebleau um auf die Berge zu steigen. Dieser Gang ist an sich selbst sehr gleichgültig; da ich mich aber erinnerte, durch eine maschinenmäßige Bewegung schon öfters diesen Umweg genommen zu haben, so suchte ich die Ursache davon in mir selbst, und

und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich sie fand.

In einer Ecke des Boulevard's, am Ausgang der Barriere d'Enfer, sizt zur Sommerszeit eine Frau, die Obst und kleine Kuchen verkauft. Diese Frau hat einen kleinen sehr artigen, aber krummen Knaben, der mit seinen Krücken daherhüpft, und bei den Vorübergehenden auf eine sehr manierliche Art bettelt. Ich hatte mit dem Jungen einigermaßen Bekanntschaft gemacht; er unterließ nie, so oft ich vorbeigieng, mir sein kleines Kompliment zu machen, welchem allezeit mein kleines Opfer folgte. Die erstenmale freute ich mich ihn zu sehen; ich gab ihm von Herzen gern, und so eine Zeit lang. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, sein kleines Geplauder zu erregen und es anzuhören. Nachdem dieses Vergnügen allmählich zur Gewohnheit ward, so verwandelte es sich, ich weis nicht wie, in eine Art von Schuldigkeit, die mir bald lästig ward, besonders wegen der präliminairen Anrede, die immer

ausgehalten werden mußte, und in welcher er mich oft Monsieur Rousseau nannte, um mir zu zeigen, daß er mich wohl kannte, welches mir aber im Gegentheil genug zu verstehen gab, daß er mich nicht mehr kenne, als diejenigen, welche ihn unterrichtet hatten. Von der Zeit an gieng ich nicht mehr so gern diesen Weg, und endlich nahm ich maschinmäßig die Gewohnheit an, wenn ich an diese Gegend kam, einen Umweg zu nehmen.

Dieß entdeckte ich, als ich darüber nachdachte; denn von allem dem war mir bisheran noch nichts deutlich in den Sinn gekommen. Diese Bemerkung brachte mich nach und nach auf viele andre, die mich überzeugten, daß die ersten und wahren Beweggründe meiner meisten Handlungen mir selbst nicht so deutlich sind, als ich mir lange einbildete. Ich weiß und fühle es, daß Wohlthun das wahre Glück sei, dessen das menschliche Herz genießen kann; aber schon vor langer Zeit war dieses Glück außer meiner Macht, und in einer so elenden Lage,

wie die meinige, kann man nicht hoffen, eine einzige wirkliche Wohlthat recht und nützlich anzuwenden. Da die größte Sorge derjenigen, welche mein Schicksal lenken, gewesen ist, daß alles für mich nur falscher, betrügerischer Schein seyn soll, so ist ein Beweggrund zur Tugend nichts anders, als eine Täuschung, die man mir vorhält, um mich in die zubereiteten Fallstricke zu locken. Ich weis das, und ich weis auch, daß das einzige Gute, was hinfüro in meiner Macht ist, darinn bestehet, daß ich gar nicht handle, aus Furcht Böses zu thun, ohne es zu wollen und zu wissen.

Aber es gab eine glückliche Zeit, da ich den Bewegungen meines Herzen folgen und manchmal einem andern Herzen Zufriedenheit verschaffen konnte. Ich muß mir das ruhmvolle Zeugniß geben, daß ich diese Freude, so oft ich sie genießen konnte, süßer fand, als jede andre. Meine Neigung dazu war stark, wahr und rein; und in meinem Innern war nichts, das ihr widerstrebte. Unterdessen

fühlte

fühlte ich oft die Last meiner eignen Wohlthaten, weil sie in der Folge Pflichten nach sich zogen. Dann verschwand das Vergnügen, und ich fand in der Fortsetzung der Sorgen, die mir anfangs zur Lust waren, einen unerträglichen Zwang. Während meinem kurzen Wohlergehen nahmen viele Menschen ihre Zuflucht zu mir, und nie ward eine von den Gefälligkeiten, die ich ihnen leisten konnte, ganz vollendet. Aber aus diesen ersten Wohlthaten, die ich mit gutem Herzen erzeigte, entstanden nach und nach Verbindlichkeiten für mich, die ich nicht vorgesehen und denen ich mich nicht entziehen konnte. Meine ersten Dienste waren in den Augen derer, welchen ich sie leistete, nur Versicherungen, daß ich ihnen in der Folge dienen werde, und so bald irgend ein Unglücklicher mich einmal durch eine von mir empfangene Wohlthat gefesselt hatte, so war's für die Zukunft geschehen; und diese erste, freie, willkührliche Wohlthat gab ihm ein unbestimmtes Recht auf alle andre, deren er in der Folge bedurfte; selbst das

Unver-

Unvermögen konnte mich davon nicht befreien. So verwandelten sich die süßesten Freuden für mich nach und nach in Beschwerden.

So lange ich unterdessen unbekannt im Dunkeln lebte, war mir dieß nicht so sehr lästig. Da ich aber einmal durch meine Schriften ins Helle kam (eine schwere Sünde in der That, für die ich aber nur zu sehr büßte) da war's bei mir, wie in einem Addressekomptoir für alle Unglückliche, oder die sich so nannten, für alle Abentheurer, die eine Düpe suchten, und für diejenigen, welche sich auf eine oder die andre Art unter dem Vorwand eines großen Vertrauens und Ansehens, das sie mir andichteten, meiner bemächtigen wollten. Dadurch lernte ich einsehen, daß alle natürliche Neigungen, selbst die Wohlthätigkeit nicht ausgenommen, wenn man sich in dem gesellschaftlichen Leben ihnen ohne Wahl und Klugheit überläßt, ihre Eigenschaft verändern und oft eben so schädlich werden, als sie in ihrer ersten Richtung nützlich

lich waren. So viele grausame Erfahrungen änderten allmälich meine ersten Triebe, oder sie schlossen sie vielmehr in ihre wahren Gränzen ein, und lehrten mich meiner Neigung, Gutes zu thun, mit weniger Blindheit zu folgen, wenn sie zu nichts diente, als die Bosheit andrer zu begünstigen.

Aber ich bereue diese Erfahrung nicht, weil sie mir mittels des veranlaßten Nachdenkens die Kenntniß meiner selbst erleichterten, und mich, in Betref der Beweggründe meiner Handlungsart, in tausend Umständen, wo ich mich selbst betrog, unterrichteten. Ich sahe, daß ich, um mit Vergnügen Gutes zu thun, frei und ohne Zwang handeln müsse, und daß eine gute Handlung alles Angenehme verliere, so bald sie mir zur Pflicht wird. Dann verbittert mir die Schuldigkeit meine besten Freuden, und, wie ich im Emile gesagt habe, ich würde ein schlechter Ehemann unter den Türken gewesen seyn in der Stunde, wo sie durch einen öffentlichen Ruf gemahnet werden, die Pflichten ihres Standes zu erfüllen.

Ich habe bei den Abwechslungen eines langen Lebens bemerkt, daß nicht die Epochen des süßesten Genusses und der lebhaftesten Freuden mich durch die Erinnerung am meisten rühren. Diese kurzen Augenblicke des Taumels und der Leidenschaft, so lebhaft sie auch sind, sind doch eben ihrer Lebhaftigkeit halber, nur dünn gesäete Punkte auf der Linie des Lebens. Sie sind zu selten und zu flüchtig, um einen Zustand auszumachen. Das Glück, so mein Herz vermißt, besteht nicht in flüchtigen Augenblicken, sondern in einer einfachen, bleibenden Lage, die nichts lebhaftes hat, sondern die durch Dauerhaftigkeit immer angenehmer wird, so, daß man endlich seine höchste Glückseligkeit darinn findet.

Auf der Erde ist alles in einer immerwährenden Bewegung. Nichts behält eine stete, bleibende Gestalt und unsre Neigungen, die sich an äußerliche Dinge heften, ändern sich nothwendigerweise mit jenen. Sie sind immer vor oder hinter uns, rufen

das Vergangene, das nun nicht mehr ist, zurück, oder zählen auf das Zukünftige, das oft nicht seyn darf: es ist nichts gründliches da, woran das Herz sich fesseln könnte. Auch hat man hier nur vorübergehende Vergnügen, ich zweifle, ob ein dauerhaftes Glück bekannt sei. Kaum ist in unsern feurigsten Entzückungen ein Augenblick, von welchen das Herz mit Wahrheit zu uns sagen könnte: ich wünschte, daß dieser Augenblick ewig währte. Wie kann man eine flüchtige Verfassung, die unser Herz noch unberuhigt und leer, die uns stets noch etwas vermissen oder verlangen läßt, Glück nennen.

Giebt es aber eine Lage, in welcher sich die Seele einer gegründeten Behaglichkeit überlassen, und ihr ganzes Wesen darinn versammeln kann, ohne das Vergangene zurück und das Zukünftige herbei zu wünschen; wo die Zeit für sie Nichts ist, das Gegenwärtige immer dauert, ohne dennoch seine Dauer und eine Folge merken zu lassen; ohne eine

andre Empfindung weder von Verlust noch von Genuß, weder von Vergnügen noch Misvergnügen, weder von Furcht, noch Verlangen, als die einzige Empfindung unsrer Existenz, und daß diese Empfindung allein sie ganz erfüllen kann; so lange diese Lage dauert, kann derjenige, welcher sich darinn befindet, sich glücklich nennen; sein Glück ist nicht unvollkommen, arm und relatif, wie das Glück der Freuden dieses Lebens; sondern genügsam und vollkommen, es läßt keine Leere in seiner Seele, die sie zu füllen wünscht. In einer solchen Lage befand ich mich auf der St. Petersinsel bei meinen einsamen Reverien, wenn ich entweder in meinem Nachen lag, den ich vom Wasser treiben ließ, oder wenn ich am Ufer saß, oder anderswo.

Was genießt man in einer solchen Lage? Nichts, was außer uns ist, unser selbst und unsers Daseyns; so lang dieser Zustand dauert, ist man sich selbst genug, wie Gott. Die Empfindung unsrer Existenz, frei von jeder andern, ist an sich selbst schon kostbar

an

an Vergnügen und Ruhe; sie allein wäre schon hinlänglich, uns diese Existenz werth zu machen, wenn wir jeden sinnlichen Eindruck, der diese Empfindung stört und dieß Vergnügen verbittert, von uns entfernen könnten. Aber die meisten Menschen sind stets von Leidenschaften beunruhigt, sie kennen daher diesen Zustand nicht ganz, genossen ihn nur unvollkommen einige Augenblicke, und haben nur dunkle verwirrte Begriffe davon. Es wäre auch nicht gut, wie die Sachen beschaffen sind, wenn sie begierig nach diesen süßen Entzückungen an dem thätigen Leben einen Ekel bekämen, zu dessen Pflichten sie durch ihre sich immer erneuernde Bedürfnisse verwiesen werden. Aber ein Unglücklicher, der von der Gesellschaft getrennt, nichts Gutes und nützliches mehr thun kann, weder für andre noch für sich, findet in diesem Zustand einen Ersatz aller menschlichen Glückseligkeiten, die ihm weder das Schicksal noch die Menschen rauben können.

Es ist wahr, daß nicht jede Seele im stande ist, dieses Ersatzes in jeder Lage zu genießen. Das Herz muß ruhig seyn, und keine Leidenschaft darf seinen Frieden stören. Derjenige, welcher dessen genießen soll, muß dazu gestimmt seyn, und die Gegenstände, die ihn umgeben, müssen ihn nicht hindern. Es wird dazu weder eine gänzliche Ruhe, noch zu viel Unruhe erfodert, sondern eine mäßige, einförmige Bewegung ohne Erschütterungen und ohne Nachlaß. Das Leben ist eine Schlafsucht ohne Bewegung. Ist die Bewegung ungleich oder zu stark, so weckt sie uns auf; da sie uns auf die gegenwärtigen Gegenstände aufmerksam macht, so beraubt sie uns des Vergnügens zu träumen; sie reißt uns aus uns selbst, um uns den Augenblick dem Joche des Glückes und der Menschen zu unterwerfen, und uns die Empfindung unsers Elendes wieder zu geben. Ein immerwährendes Stillschweigen macht zur Traurigkeit geneigt. Es giebt ein Bild des Todes. Dann ist der Beistand einer heitern Einbildungskraft nöthig, der sich

denenjenigen, die der Himmel damit begabt hat, von selbst darbietet. Die Bewegung, die nicht von Aussen kömmt, entsteht dann in unserm Innern. Die Ruhe ist zwar geringer, aber desto angenehmer, wenn leichte, liebliche Ideen, ohne die Seele in Bewegung zu setzen, nur so zu sagen an ihrer Oberfläche hingleiten. Mehr bedarf's nicht, um sich seiner selbst zu erinnern, und seine Leiden zu vergessen. Dieser Art von Reverie kann man überall genießen, wo man ruhig seyn kann; und ich habe oft gedacht, daß ich in der Bastille, ja so gar in einer Keuche, wo kein Gegenstand mir in die Augen fiel, angenehme Träume und Betrachtungen haben könnte.

Aber ich muß gestehen, daß das sich leichter und vergnügter thun ließ auf einer fruchtbaren, einsamen Insel, wo ich nur lachende Bilder sahe, wo mich nichts an etwas Betrübtes erinnerte, wo die Gesellschaft der wenigen Einwohner angenehm war, ohne jedoch so interessant zu seyn, daß sie mich

unaufhörlich beschäftigt hätte, wo ich mich den ganzen Tag ohne Hinderniß und Sorg' nach meinem Geschmack beschäftigen oder gänzlich der weichsten Muße überlassen konnte. Die Gelegenheit war in der That schön für einen Träumer, der mitten unter unangenehmen Gegenständen sich an frölichen Chimären letzen konnte, da izt alles, was seine Sinne berührte, zu seiner Phantasei stimmte. Wenn ich nach einer langen und süßen Reverie mich mitten im Grünen sahe von Vögeln und Blumen umgeben, und meinen Blick auf die romantische Ufer warf, die eine große Strecke von hellem Wasser umgaben, so machte ich meine Träume diesen reizenden Gegenständen ähnl[illegible] und wenn ich nach und nach zu [illegible] zu dem, was um mich w[illegible] konnte ich den Punk[illegible] von dem wirklichen [illegible] bemerken [illegible] einsa[illegible] Aufenth[illegible] um ist [illegible] warum [illegible] dieser [illegible] geliebt

geliebten Insel, ohne sie jemals wieder zu verlassen, ohne jemals einen Bewohner der festen Erde zu sehen, der mich an die mancherlei Widerwärtigkeiten, mit welchen seine Brüder mich überhäuft haben, erinnerte. Ich würde sie bald auf immer vergessen haben; ohne Zweifel vergäßen sie mich, aber was läge mir daran, wenn sie nur nicht kommen konnten, meine Ruhe zu stören. Befreiet von allen irrdischen Leidenschaften, die aus der Unruhe des gesellschaftlichen Lebens entstehen, würde sich meine Seele oft über diese Atmosphäre schwingen, und im Voraus mit den himmlischen Geistern Umgang pflegen, deren Anzahl sie bald zu vermehren hofft. [illegible]ch weis, daß die Menschen mir eine so an-[illegible]hme Freistatt, wo sie mich nicht lassen [illegible]en, ni[illegible] wiedergeben werden. Aber werde[illegible] nicht verhindern, daß ich [illegible]ch täg[illegible]en Flügeln meiner Einbil-[illegible]ngskra[illegible] begebe, und einige Stun-[illegible]en lan[illegible]as Vergnügen koste, als [illegible]enn i[illegible] wohnte. Meine süßeste Beschä[illegible]e da seyn, nach meinem

Gefallen zu träumen. Thue ich das nicht, wenn ich träume, daß ich da bin? ich thue mehr; dem Reiz einer abstrakten, einförmigen Reverie füge ich noch angenehme, belebende Bilder hinzu. Ihr Gegenstand entgieng oft meinen Sinnen während meinen Entzückungen, und je tiefsinniger izt meine Betrachtungen sind, desto lebhafter kommen mir jene Gegenstände vor. Ich befinde mich izt oft noch mehr unter ihnen, und auf eine noch angenehmere Art, als wenn ich wirklich da wäre. Das Unglück ist, daß je mehr das Feuer meiner Einbildungskraft abnimmt, desto langsamer, seltener und undauerhafter diese Erinnerungen sind. Ach! man wird nie von seiner Hülle mehr geblendet, als wenn man anfängt sie zu verlassen!

Sechster Spaziergang.

Wir haben keine maschinenmäßige Bewegung, von welcher wir nicht die Ursach in unsern Herzen finden könnten, wenn wir sie da zu suchen verstünden.

Als ich gestern über den neuen Boulevard gieng, um längs der Bievre Kräuter zu suchen, so schlug ich nahe an der Barriere d'Enfer rechts ein; kam ins Feld und gieng die Straße von Fontainebleau um auf die Berge zu steigen. Dieser Gang ist an sich selbst sehr gleichgültig; da ich mich aber erinnerte, durch eine maschinenmäßige Bewegung schon öfters diesen Umweg genommen zu haben, so suchte ich die Ursache davon in mir selbst, und

und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich sie fand.

In einer Ecke des Boulevard's, am Ausgang der Barriere d'Enfer, sizt zur Sommerszeit eine Frau, die Obst und kleine Kuchen verkauft. Diese Frau hat einen kleinen sehr artigen, aber krummen Knaben, der mit seinen Krücken daherhüpft, und bei den Vorübergehenden auf eine sehr manierliche Art bettelt. Ich hatte mit dem Jungen einigermaßen Bekanntschaft gemacht; er unterließ nie, so oft ich vorbeigieng, mir sein kleines Kompliment zu machen, welchem allezeit mein kleines Opfer folgte. Die erstenmale freute ich mich ihn zu sehen; ich gab ihm von Herzen gern, und so eine Zeit lang. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, sein kleines Geplauder zu erregen und es anzuhören. Nachdem dieses Vergnügen allmählich zur Gewohnheit ward, so verwandelte es sich, ich weis nicht wie, in eine Art von Schuldigkeit, die mir bald lästig ward, besonders wegen der präliminairen Anrede, die immer

ausgehalten werden mußte, und in welcher er mich oft Monsieur Rousseau nannte, um mir zu zeigen, daß er mich wohl kannte, welches mir aber im Gegentheil genug zu verstehen gab, daß er mich nicht mehr kenne, als diejenigen, welche ihn unterrichtet hatten. Von der Zeit an gieng ich nicht mehr so gern diesen Weg, und endlich nahm ich maschinmäßig die Gewohnheit an, wenn ich an diese Gegend kam, einen Umweg zu nehmen.

Dieß entdeckte ich, als ich darüber nachdachte; denn von allem dem war mir bisheran noch nichts deutlich in den Sinn gekommen. Diese Bemerkung brachte mich nach und nach auf viele andre, die mich überzeugten, daß die ersten und wahren Beweggründe meiner meisten Handlungen mir selbst nicht so deutlich sind, als ich mir lange einbildete. Ich weiß und fühle es, daß Wohlthun das wahre Glück sei, dessen das menschliche Herz genießen kann; aber schon vor langer Zeit war dieses Glück außer meiner Macht, und in einer so elenden Lage,

wie

wie die meinige, kann man nicht hoffen, eine einzige wirkliche Wohlthat recht und nützlich anzuwenden. Da die größte Sorge derjenigen, welche mein Schicksal lenken, gewesen ist, daß alles für mich nur falscher, betrügerischer Schein seyn soll, so ist ein Bewegsgrund zur Tugend nichts anders, als eine Täuschung, die man mir vorhält, um mich in die zubereiteten Fallstricke zu locken. Ich weis das, und ich weis auch, daß das einzige Gute, was hinfüro in meiner Macht ist, darinn bestehet, daß ich gar nicht handle, aus Furcht Böses zu thun, ohne es zu wollen und zu wissen.

Aber es gab eine glückliche Zeit, da ich den Bewegungen meines Herzen folgen und manchmal einem andern Herzen Zufriedenheit verschaffen konnte. Ich muß mir das ruhmvolle Zeugniß geben, daß ich diese Freude, so oft ich sie genießen konnte, süßer fand, als jede andre. Meine Neigung dazu war stark, wahr und rein; und in meinem Innern war nichts, das ihr widerstrebte. Unterdessen

fühlte

fühlte ich oft die Last meiner eignen Wohlthaten, weil sie in der Folge Pflichten nach sich zogen. Dann verschwand das Vergnügen, und ich fand in der Fortsetzung der Sorgen, die mir aufangs zur Lust waren, einen unerträglichen Zwang. Während meinem kurzen Wohlergehen nahmen viele Menschen ihre Zuflucht zu mir, und nie ward eine von den Gefälligkeiten, die ich ihnen leisten konnte, ganz vollendet. Aber aus diesen ersten Wohlthaten, die ich mit gutem Herzen erzeigte, entstanden nach und nach Verbindlichkeiten für mich, die ich nicht vorgesehen und denen ich mich nicht entziehen konnte. Meine ersten Dienste waren in den Augen derer, welchen ich sie leistete, nur Versicherungen, daß ich ihnen in der Folge dienen werde, und so bald irgend ein Unglücklicher mich einmal durch eine von mir empfangene Wohlthat gefesselt hatte, so war's für die Zukunft geschehen; und diese erste, freie, willkührliche Wohlthat gab ihm ein unbestimmtes Recht auf alle andre, deren er in der Folge bedurfte; selbst das

Unver-

Unvermögen konnte mich davon nicht befreien. So verwandelten sich die süßesten Freuden für mich nach und nach in Beschwerden.

*

So lange ich unterdessen unbekannt im Dunkeln lebte, war mir dieß nicht so sehr lästig. Da ich aber einmal durch meine Schriften ins Helle kam (eine schwere Sünde in der That, für die ich aber nur zu sehr büßte) da war's bei mir, wie in einem Addressekomptoir für alle Unglückliche, oder die sich so nannten, für alle Abentheurer, die eine Düpe suchten, und für diejenigen, welche sich auf eine oder die andre Art unter dem Vorwand eines großen Vertrauens und Ansehens, das sie mir andichteten, meiner bemächtigen wollten. Dadurch lernte ich einsehen, daß alle natürliche Neigungen, selbst die Wohlthätigkeit nicht ausgenommen, wenn man sich in dem gesellschaftlichen Leben ihnen ohne Wahl und Klugheit überläßt, ihre Eigenschaft verändern und oft eben so schädlich werden, als sie in ihrer ersten Richtung nützlich

lich waren. So viele grausame Erfahrungen änderten allmälich meine ersten Triebe, oder sie schlossen sie vielmehr in ihre wahren Gränzen ein, und lehrten mich meiner Neigung, Gutes zu thun, mit weniger Blindheit zu folgen, wenn sie zu nichts diente, als die Bosheit andrer zu begünstigen.

Aber ich bereue diese Erfahrung nicht, weil sie mir mittels des veranlaßten Nachdenkens die Kenntniß meiner selbst erleichterten, und mich, in Betref der Beweggründe meiner Handlungsart, in tausend Umständen, wo ich mich selbst betrog, unterrichteten. Ich sahe, daß ich, um mit Vergnügen Gutes zu thun, frei und ohne Zwang handeln müsse, und daß eine gute Handlung alles Angenehme verliere, so bald sie mir zur Pflicht wird. Dann verbittert mir die Schuldigkeit meine besten Freuden, und, wie ich im Emile gesagt habe, ich würde ein schlechter Ehemann unter den Türken gewesen seyn in der Stunde, wo sie durch einen öffentlichen Ruf gemahnet werden, die Pflichten ihres Standes zu erfüllen.

Nach diesem richtete sich meine Meinung von meiner Tugend; denn es ist nicht Tugend, seinen Neigungen zu folgen und Gutes zu thun, wenn man sich dazu angetrieben fühlt: die Neigungen überwinden, ist Tugend, und wem die Pflicht befiehlt, zu thun, was man soll. Kein Mensch kann das weniger, als ich. Ich bin von Natur empfindsam und gut, mitleidig bis zur Schwachheit; ich fühlte meine Seele sich erheben bei allem, was großmüthig heißt; ich war menschlich, wohlthätig, hilfreich aus Neigung, oft aus Leidenschaft, so lang man nur mein Herz interessirte; ich würde der beste und mildeste der Menschen gewesen seyn, wenn ich der mächtigste gewesen wäre, und um alle Rachbegier in mir zu ersticken, wär die Macht allein hinlänglich gewesen. Ich würde ohne Mühe gerecht gegen meinen eignen Vortheil gewesen seyn, aber schwerlich gegen den Vortheil derer, die ich liebte. Wenn meine Pflicht und mein Herz stritten, so siegte jene selten, es sey dann, daß es nur darauf angekommen wäre, mich zu ent-

hal-

halten. In diesem Fall war ich die meistenmale stark; aber gegen meine Neigung handeln, war mir unmöglich. Es mögen die Menschen, die Pflicht oder selbst die Nothwendigkeit befehlen: wenn mein Herz schweigt, so bleibt mein Wille taub, und ich kann nicht folgen. Ich sehe das Uibel, das mich bedrohet, und ich lasse es herankommen, bewege mich nicht, um es zu vermeiden. Ich fange oft mit starkem Bestreben an, aber bald bin ich müde und erschöpft; ich kann nicht anhalten. Was ich in allen möglichen Dingen nicht gerne thue, das wird mir bald unmöglich zu thun.

Noch mehr. Der Zwang, wenn er auch mit meinem Verlangen übereinstimmt, kann es doch bald, wenn er mir ein wenig zu stark ist, in Widerwillen und Abscheu verwandeln; darum übe ich nicht gern eine Wohlthat aus, die man von mir verlangt, und die ich von mir selbst gern gethan haben würde, wenn man sie nicht verlangt hätte. Eine ganz freiwillige, ungefoderte

Gefälligkeit thu ich gewiß mit vielem Vergnügen. Wenn aber derjenige, welcher sie erhielt, einen Anspruch auf mehrere daraus macht, und mir unter der Strafe seines Hasses auferlegt, auf immer sein Wohlthäter zu seyn; dann fängt der Zwang an, und das Vergnügen hört auf. Was ich nach diesem noch thue, ist Schwachheit und falsche Schaam; der gute Wille ist nicht mehr da, und weit entfernt, daß ich mir darauf etwas zu gute thun könnte, so werf ich mir vielmehr in meinem Gewissen vor, ungern Guts gethan zu haben.

Ich weis, daß eine Art von Vertrag, und zwar der unverbrüchlichste, zwischen dem Wohlthäter und dem, der die Wohlthat empfängt, besteht. Es ist eine Gesellschaft, die sie untereinander errichten, und die weit enger und verbindlicher ist, als die allgemeine Gesellschaft der Menschen. Wenn dieser sich stillschweigend zur Dankbarkeit verbindet, so verbindet sich jener auch, den nämlichen guten Willen zu behalten, und

ihn,

ihn, so oft er kann und darum ersucht wird, thätig zu äußern, falls der Verpflichtete sich nicht unwürdig gemacht hat. Das sind keine ausdrückliche Verbindungen, sondern natürliche Wirkung des Verhältnisses, das zwischen ihnen entstand. Derjenige, welcher die erste Wohlthat, um die man ihn ersucht, abschlägt, giebt dadurch dem andern kein Recht, sich zu beklagen; aber derjenige, welcher im gleichen Falle eine Gefälligkeit, die er vordem einem geleistet hat, abschlägt, vereitelt eine Hofnung, die er selbst eingeflößt hat; er betriegt die von ihm selbst erregte Erwartung. Man fühlt in dieser Verweigerung eine Ungerechtigkeit und etwas härteres, als in der vorigen; darum ist sie aber nicht weniger die Wirkung einer Unabhängigkeit, die das Herz liebt, und die es nicht gern aufgiebt. Wenn ich eine Schuld bezahle, so thu ich meine Pflicht; wenn ich ein Geschenk gebe, so mach' ich mir ein Vergnügen. Nun ist das Vergnügen, welches ich bei Erfüllung einer Pflicht empfinde, ein Vergnügen der Tugend; was mir unmit-

telbar aus meinen natürlichen Neigungen entsteht, verdient den Namen nicht.

Nach so vielen traurigen Erfahrungen lernte ich von weitem die Folgen meiner ersten Triebe vorsehen, und ich enthielt mich oft von einem guten Werke, das ich hätte ausüben können und wollen, weil ich die Verbindlichkeit fürchtete, weil es mich würde unterworfen haben, wenn ich mich meinem Triebe ganz überlassen hätte. Ich habe diese Furcht nicht allezeit gekannt, im Gegentheil in meiner Jugend fesselte ich mich selbst durch meine Wohlthaten, und ich bemerkte oft, daß diejenigen, welchen ich Gefälligkeiten erwiesen hatte, mehr aus Erkenntlichkeit als aus Eigennutz mich liebten. Aber die Gestalt der Sachen änderte sich, sobald mein Unglück anfieng. Von der Zeit an lebte ich unter einer neuen Generation, die der ersten nicht glich, und meine eigne Empfindungen erlitten eine Aenderung. Die nämlichen Menschen, die ich nach und nach in diesen zwo verschiedenen Generationen sahe,

wur-

wurden, so zu sagen, einander ähnlich. Sie waren frei und offenherzig, und da sie wurden, was sie izt sind, so thaten sie, wie die andern; nur hierinn ändern sich die Menschen und mit ihnen die Zeiten. Wie kann ich noch eben so für sie gesinnet seyn, da sie nun das Gegentheil geworden sind von dem, was sie waren, als ich diese Gesinnungen von ihnen faßte? Ich hasse sie nicht, denn ich kann nicht hassen; aber ich kann mich nicht enthalten, sie zu verachten, wie sie's verdienen, und ihnen meine Verachtung zu bezeugen.

Es kann auch seyn, daß ich mich, ohne es zu wissen, mehr geändert habe, als ich sollte. Welche Gemüthsart kann in einer Lage, wie die meinige, unverändert bleiben? Uiberzeugt durch eine Erfahrung von zwanzig Jahren, daß alle gute Eigenschaften, die die Natur in mein Herz legte, von meinem Schicksal und denenjenigen, die es lenken, zu meinem und andrer Schaden gerichtet werden, kann ich eine gute That, die man

mir zu thun überläßt, für nichts anders, als einen Fallstrick ansehen, unter welchem ein Uibel versteckt liegt. Ich weiß, daß mir immer das Verdienst der guten Absicht bleibt, die Wirkung meiner Handlung sei, welche sie wolle; ja, dieß Verdienst ist allezeit da, aber nicht das innere Vergnügen, und so bald mir dieser Antrieb mangelt, so fühle ich nichts als Kälte und Gleichgültigkeit in mir; und da ich weis, daß ich anstatt einer wahrhaft nützlichen Handlung nur die Handlung eines Betrogenen begehe, so flößt mir meine beleidigte Eigenliebe und meine misbilligende Vernunft Abscheu und Widerstreben ein, wo ich sonst in meinem natürlichen Stande voll Eifer und Begierde gewesen wäre.

Es giebt Widerwärtigkeiten, die die Seele erheben und stärken; aber es giebt auch andre, die sie darniederdrücken und abtödten: so ist die meinige. Wäre sie nur eine vorübergehende Prüfung gewesen, so hätte sie meinen Geist außerordentlich erhoben, vielleicht außer mir selbst; so aber hat sie mich ver-

vernichtet. Außer Stande, Gutes zu thun, weder für mich noch für andre, enthalte ich mich vom Handeln; und dieser Zustand, der nur durch den Zwang unschuldig ist, läßt mich eine Art von Vergnügen darinn finden, daß ich frei und ohne Vorwurf meiner natürlichen Neigung folgen kann. Ich gehe freilich zu weit, indem ich die Gelegenheit thätig zu seyn vermeide, selbst da, wo ich nichts als Gutes zu thun finde. Aber überzeugt, daß man mich die Dinge nicht sehen läßt, wie sie sind, enthalte ich mich nach dem Schein, den man ihnen giebt, zu urtheilen. Mit welchem Anstrich man auch die Beweggründe, die mich zur Thätigkeit bringen sollen, übertüncht, so ist mir genug, daß diese Beweggründe mir überlassen sind, um von ihrem Trug gewiß zu seyn.

Mein Schicksal scheint mir von meiner Kindheit an den ersten Fallstrick gelegt zu haben, der schuld war, daß ich lange Zeit hindurch so leicht in alle andre fiel. Ich hab von Natur mehr Zutrauen, als vielleicht alle

andre Menschen, erhalten; und während vierzig Jahren ist dieses Zutrauen nicht ein einzigsmal betrogen worden. Als ich nun auf einmal in eine andre Ordnung von Menschen und Dingen kam, so fiel ich in eine Grube nach der andern, ohne jemals eine wahrzunehmen, und kaum konnte mich eine Erfahrung von zwanzig Jahren über mein Loos belehren. Da ich einmal gewiß war, daß nichts als Lug und Falschheit in allem, was man mir that und sagte, ist, so gerieth ich auf die andre Extremität: denn, wenn man einmal aus seiner natürlichen Lage getreten ist, so kennt man keine Gränzen mehr. Von der Zeit an ward ich der Menschen überdrüßig, und mein Wille, der hierinn mit dem ihrigen einig ist, hält mich weiter von ihnen entfernt, als ihre Kunstgriffe.

Sie mögen thun, was sie wollen, dieser Uiberdruß wird nie zum Abscheu werden. Wenn ich bedenke, wie abhängig sie sich von mir gemacht haben, um mich in der Abhängigkeit von ihnen zu halten, so bedaure

ich sie in der That. Wenn ich nicht unglücklich bin, so sind sie es; und so oft ich in mich selbst zurück gehe, so finde ich sie meines Mitleids werth. Vielleicht mischt sich mein Stolz in dieses Urtheil; ich fühle mich zu weit über ihnen, um sie zu fassen. Höchstens können sie mich bis zur Verachtung interessiren, aber nie bis zum Haß. Ich liebe mich selbst zu sehr, um einen andern hassen zu können; das würde meine Existenz einengen, zusammendrücken, und ich möchte sie lieber über alles ausdehnen.

Ich will lieber die Menschen fliehen als hassen. Ihr Anblick macht auf meine Sinne und durch sie auf mein Herz einen Eindruck, der mir aus tausend Ursachen schmerzlich ist; aber dieser Schmerz hört auf, so bald der Gegenstand, der ihn verursacht hat, verschwindet. Die Gegenwart der Menschen, nicht meine Erinnerung ist schuld, daß ich mich mit ihnen wider Willen beschäftige. Wenn ich sie nicht mehr sehe, so sind sie für mich, als wären sie gar nicht.

Sie sind mir auch nur gleichgültig in dem, was sich auf mich beziehet: denn in ihren Verhältnissen unter ihnen können sie mich noch interessiren, wie die Personen eines Schauspiels, das ich aufführen sehe. Mein sittliches Wesen müßte verrichtet seyn, wenn mir die Gerechtigkeit gleichgültig seyn könnte. Eine ungerechte, boshafte Handlung macht mein Blut noch vor Zorn sieden; mein Herz hüpft vor Freude, und süße Thränen fließen aus meinen Augen bei einer edeln, tugendhaften That, bei welcher ich keine Prahlerei und keinen falschen Schimmer sehe. Aber ich selbst muß die Handlung sehen und beurtheilen können: denn nach meiner eignen Geschichte müßte ich unsinnig seyn, wenn ich in irgend einer Sache das Urtheil der Menschen gelten lassen, und etwas auf Treu und Glauben für wahr oder falsch annehmen wollte.

Wären meine Gestalt und meine Züge den Menschen so unbekannt, als mein Charakter und mein Herz, so wollte ich noch gern unter

unter ihnen leben. Ihre Gesellschaft könnte mir gefallen, so lange ich ihnen gänzlich fremd wäre. Meinen natürlichen Neigungen ohne Zwang überlassen, würde ich sie noch lieben, wenn sie sich um mich nicht bekümmerten. Ich würde sie mit einem allgemeinen, gänzlich uneigennützigen Wohlwollen umfassen; aber ohne mich in eine besondre Verbindung einzulassen, und das Joch einer Pflicht zu tragen, würde ich alles das frei und von mir selbst thun, was sie kaum zu thun vermögen, da doch ihre Eigenliebe sie dazu antreibt, und das Gesetz sie dazu verbindet.

Wenn ich frei, unbekannt geblieben wäre — und dazu war ich geboren — so würde ich nichts als Gutes gethan haben; denn ich habe in meinem Herzen keinen Keim einer schädlichen Leidenschaft. Wär ich unsichtbar und allmächtig, wie Gott, so wär ich auch wohlthätig und gütig, wie Er. Macht und Freiheit machen vortrefliche Menschen, Schwachheit und Sklaverei bringen

ur Bösewichter hervor. Hätte ich den Zauberring des Gyges besessen, so wär ich frei von den Menschen, und sie von mir abhängig gewesen. Bei meinen Luftschlössern fragte ich mich oft, welchen Gebrauch ich wohl von diesem Ringe machen würde: denn da wäre gewiß die Versuchung zum Misbrauch der Macht groß. Wenn ich nun alle meine Verlangen hätte befriedigen und kein Mensch mich hintergehen können, was würde ich wohl gewünscht haben? Nur eines: alle Herzen vergnügt zu wissen. Nur der Anblick einer allgemeinen Zufriedenheit hätte meinem Herzen eine dauernde Wollust geben können, und das heisse Bestreben, dazu mitzuwirken, würde meine beständige Leidenschaft gewesen seyn. Stets gerecht ohne Partheilichkeit, und gütig ohne Schwachheit, würde ich mich sowohl vor blindem Mistrauen als unversöhnlichem Haß bewahrt haben: denn da ich die Menschen gesehen hätte, wie sie sind, und in ihren Herzen lesen könnte, so würde ich wenige so liebenswürdig, um ihnen mein Herz zu geben, und

wenige

wenige so abscheulich, um sie zu hassen, gefunden haben; selbst ihre Bosheit hätte mein Mitleid erregt, weil sie ihnen gewiß selbst mehr schadet, als andern. Vielleicht wär ich in einer frölichen Stunde auf die Kinderei verfallen, Wunder zu wirken; aber meiner Uneigennützigkeit und dem Trieb meines Herzens gemäß, würde ich auf ein Beispiel von strenger Gerechtigkeit hundert von Milde und Wohlthätigkeit haben folgen lassen. Als Diener der Vorsicht und Aufseher ihrer Gesetze, würde ich, nach meiner Macht, weit vernünftigere und nützlichere Mirakel gewirkt haben, als in der goldnen Legende und in dem Grabe des heiligen Medards geschrieben und geschehen sind.

Es ist nur ein Punkt, in welchem die Macht, überall unsichtbar gegenwärtig zu seyn, mir vielleicht Versuchungen verursacht hätte, denen ich schwerlich widerstanden haben würde; und wäre ich einmal gewichen, wohin hätte ich mich dann nicht verirrt? Ich müßte die Natur und mich selbst

schlecht

schlecht kennen, wenn ich mir schmeicheln wollte, diese Leichtigkeit hätte mich nicht verführen, oder meine Vernunft hätte mich nicht zurückhalten können. In allem andern war ich meiner gewiß, aber hierinn nicht. Wer durch Macht über andre Menschen erhaben ist, sollte auch über ihre Schwachheiten erhaben seyn: denn sonst macht ihn eben diese Macht geringer, als er selbst gewesen seyn würde, wenn er den andern gleich geblieben wäre.

Wenn ich alles wohl erwäge, so glaube ich besser zu seyn, daß ich meinen Zauberring wegwerfe, ehe er mich zu einer Sottise verleitet haben möchte. Wenn die Menschen darauf beharren, mich für was anders zu halten, als ich bin, und wenn mein Anblick ihre Ungerechtigkeit in Bewegung sezt, so ist es besser, ich fliehe sie, als ich verberge mich unter ihnen. Sie müssen sich vor mir verbergen, ihre Kunstgriffe verstecken, das Licht des Tages fliehen, und wie Maulwürfe in die Erde kriechen. Mich mögen

sie

sie sehen, wenn sie können, desto besser; aber das ist ihnen nicht möglich. Statt meiner werden sie nur immer den Johann Jakob sehen, den sie sich geschaffen haben, geschaffen nach ihrem Herzen, um ihn nach Wohlgefallen zu hassen. Ich hätte also Unrecht, mich darum zu kümmern, wie sie mich ansehen; das muß mir gleich viel seyn, denn ich bin's nicht, den sie sehen.

Was ich nun aus diesen Betrachtungen schließe, ist, daß ich nie wahrhaft tauglich war zur bürgerlichen Gesellschaft, wo alles Zwang, Schuldigkeit und Pflicht ist, und daß mein unabhängiges Naturell mich ungeschickt machte zu denen im menschlichen Leben nöthigen Unterwerfungen. So lange ich frei handle, bin ich gut, und thue nur Gutes; so bald ich aber das Joch der Nothwendigkeit oder der Menschen empfinde, so werde ich widerspenstig oder halsstärrig, und dann bin ich nichts. Wenn ich das Gegentheil meines Willens thun soll, so thue ich's nicht, es entstehe daraus, was da wolle; auch selbst,

was ich will, thue ich nicht, denn ich bin schwach. Ich bin also unthätig; denn meine ganze Schwachheit besteht im Handeln; meine ganze Stärke ist negativ, und alle meine Sünden sind Sünden der Unterlassung, selten fehlte ich durch Handeln. Ich hab nie geglaubt, daß die Freiheit des Menschen darinn bestehe, daß er thun könne, was er wolle, sondern daß er nicht thun müsse, was er nicht wolle: und auf diese Freiheit machte ich immer Anspruch, erhielt sie auch oft, und sie machte mich zum Aergerniß in den Augen meiner Zeitgenossen. Denn sie sind thätig, unruhig, ehrgeizig, verwünschen die Freiheit andrer und verlangen keine für sich, wenn sie nur manchmal ihren Willen thun, oder vielmehr den Willen andrer beherrschen können; sie zwingen sich, ihr ganzes Leben hindurch das zu thun, was ihrer Neigung widrig ist, und sie thäten alles Knechtische, um zu herrschen. Sie hatten also nicht Unrecht, mich als ein unnützes Mitglied von der Gesellschaft zu entfernen; aber mich als ein schädliches zu verbannen, war höchst unrecht. Denn ich

habe

habe zwar sehr wenig Gutes gethan, das gestehe ich; aber nie kannte mein Wille das Böse, und ich zweifle, ob irgend ein Mensch in der Welt weniger Böses gethan hat, als ich.

Siebenter Spaziergang.

Kaum habe ich die Sammlung meiner langen Träume angefangen, so fühle ich schon, daß sie bald zu Ende geht. Diese Unterhaltung muß einer andern weichen, die mich izt ganz hinreißt und mir so gar die Zeit zu denken nimmt. Ich überlasse mich ihr mit einer beinahe ausschweifenden Freude, und ich muß selbst darüber lachen; doch hält das mich nicht zurück, denn in meiner gegenwärtigen Lage habe ich keine andre Richtschnur meines Betragens, als mich ungehindert meinen Neigungen zu überlassen. Ich kann an meinem Loos nichts ändern, habe nur unschuldige Neigungen, und da das Urtheil der Menschen für mich völlig nichtig

ist,

ist, so räth mir die Klugheit selbst, daß ich alles mögliche thue, was mir gefällt, so wohl öffentlich, als im Stillen für mich und ohne alle andre Richtschnur, als mein Wohlgefallen, ohne alle andre Maaße, als die wenige Kräfte, die mir übrig sind. So ist nun die Kräuterkunde meine ganze Beschäftigung. Ich war schon alt, als ich davon die ersten Gründe in der Schweiz bei dem Doktor von Ivernois erhielt, und auf meinen Reisen herborisirte ich so glücklich, daß ich mir eine ziemliche Kenntniß des Pflanzenreichs erwarb. Nachdem ich aber die Sechszig zurückgelegt, und durch ein langes sitzendes Leben in Paris die zu großen botanischen Spaziergängen nöthigen Kräfte beinahe verloren, auch mit meinem Musikkopiiren so viel zu thun hatte, daß ich keiner andern Beschäftigung bedurfte, so gab ich diese Unterhaltung auf. Ich hatte meine Kräutersammlung weggegeben, meine Bücher verkauft, und war zufrieden, manchmal die gemeinen Pflanzen, die ich um Paris fand, zu beobachten. Unter der Zeit hab ich meine wenige

botanische Kenntnisse gänzlich vergessen, und geschwinder, als ich sie erworben hatte.

Nun aber bin ich über die Fünf und Sechszig; das wenige Gedächtniß und die wenigen Kräfte, so mir noch übrig waren, sind verschwunden; ich habe keinen Anführer, keine Bücher, keinen Garten, keine Pflanzensammlung, und so wandelt mich auf einmal die Thorheit wieder an, aber stärker, als da ich zum erstenmal Geschmack daran fand; in ganzem Ernst bin ich nun mit dem klugen Vorhaben beschäftigt, das regnum vegetabile des Murray auswendig und alle Pflanzen auf dem Erdboden kennen zu lernen. Da ich außer Stande bin, mir Bücher anzuschaffen, so bin ich izt dran, diejenigen, welche man mir leiht, abzuschreiben, und fest entschlossen, eine Pflanzensammlung anzulegen, die weit reicher seyn soll, als meine erste; so fang' ich einsweilen mit dem Kirbel, Borrasch, Fenchel und Petersilie an, in der Hofnung, daß die Pflanzen des Meeres, der Alpen und der beiden

Indien

Indien nachfolgen werden. Ich herborisire sehr klug auf den Käfigten meiner Vögel, und bei jedem neuen Kräutchen, das ich finde, sage ich mit Zufriedenheit: Schon wieder eine Pflanze mehr!

Ich suche nicht, meinen Entschluß dieser Neigung zu folgen zu rechtfertigen; mir scheint er sehr vernünftig, da ich gewiß bin, daß es Weisheit und sogar Tugend sei, in meiner Lage mich den Unterhaltungen, die mir gefallen, zu überlassen: es ist ein Mittel, mein Herz vor Rachsucht und Haß zu bewahren, und um in meiner Verfassung an irgend einer Unterhaltung noch Geschmack zu finden, muß man gewiß ein von aller Leidenschaft gereinigtes Naturel besitzen. So räche ich mich auf meine Art an meinen Verfolgern; ich kann sie nicht mehr bestrafen, als wenn ich, ihnen zum Trotz, glücklich bin.

Ja gewiß, die Vernunft räth mir, befielt mir sogar, mich jeder anziehenden Nei-

gung zu überlassen; aber sie erklärt mir nicht den Grund meiner Neigung, und was ich für einen Reiz in einem eiteln Studium finde, in welchem ich weder Nutzen noch Fortgang zu hoffen habe, und das mich alten, kindischen, baufälligen Mann ohne Leichtigkeit und Gedächtniß wieder zu den Uibungen und Lektionen eines Schülers verweiset. Diese Sonderbarkeit möchte ich mir nun gern erklären; diese Erklärung verbreitet gewiß Licht über die Kenntniß meiner selbst, welcher ich meine lezten Stunden gewidmet habe.

Ich habe manchmal tiefsinnig gedacht; aber selten mit Vergnügen, beinahe immer mit Widerwillen und wie gezwungen. Die Reverie vergnügt und unterhält mich, die ernste Betrachtung aber macht mich müde und traurig; Denken war allezeit eine mühsame, unangenehme Beschäftigung für mich. Meine Reverien endigten sich manchmal mit ernstem Nachdenken, aber öfter endigte sich mein Nachdenken mit Phantasiren; und während diesen Verirrungen schwebte meine

Seele

Seele auf den Flügeln der Einbildungskraft in dem Weltall umher, und genoß einer Entzückung, die jede andre Lust übertrift.

So lange ich dieses Entzücken in seiner ganzen Reinheit genoß, war mir jede andre Beschäftigung unschmackhaft. Da ich aber einmal durch fremden Antrieb in die litterarische Laufbahn geworfen, die Abmattung der Geistesarbeit und die Beschwerlichkeit einer unglücklichen Berühmtheit fühlte, so fühlte ich auch zugleich, daß meine Reverien ihren Schwung und ihre Kraft verloren; ich mußte mich bald wider Willen mit meinem Zustand beschäftigen, und da konnte ich gar selten jene süßen Entzückungen wieder finden, die mir fünfzig Jahre hindurch Glück und Ehre ersezt und mich zum glücklichsten Menschen gemacht hatten.

Ich mußte auch bey meinen Reverien befürchten, daß meine durch das Unglück verwilderte oder erschrockene Einbildungskraft ihre ganze Thätigkeit hierher kehren, und daß die immerwährende Empfindung meines

Elends mein Herz nach und nach zusammenpressen und mich ganz darnieder drücken möchte. In diesem Zustand befahl mir mein natürlicher Instinkt, jede betrübende Idee zu vermeiden; er legte meiner Einbildungskraft Stillschweigen auf, und heftete meine ganze Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, die mich umgaben. Nun fieng ich an, das Schauspiel der Natur Theil vor Theil zu betrachten, das ich vorher nur im ganzen Zusammenhang betrachtet hatte.

Die Bäume, Gesträuche und Pflanzen sind der Putz und das Kleid der Erde. Nichts ist trauriger, als der Anblick eines nackten Feldes, das unserm Auge nichts als Steine, Laim und Sand zeigt. Aber belebt von der Natur, und mit dem hochzeitlichen Kleide geschmückt, vom Gewässer durchschnitten und von Gethieren bewohnt, bietet die Erde in der Harmonie der drei Reiche dem Menschen ein lebendiges, reizendes Schauspiel dar; das einzige in der Welt, woran seine Augen und sein Herz sich nie ermüden.

Je empfindsamer die Seele des Betrachtenden ist, desto mehr überläßt er sich dem Entzücken, das diese Ordnung und Eintracht in ihm erweckt. Ein süßer Traum bemächtigt sich seiner Sinne, und er verliert sich in wollustvoller Trunkenheit in die Unermeßlichkeit dieses schönen Systems, mit welchem er sich vereint fühlt. Einzelne Gegenstände entgehen seinem Blick, er sieht und fühlt nur das Ganze. Es muß ein besondrer Umstand seine Ideen und seine Einbildungskraft einschränken, wenn er dieses Ganze theilweise betrachten kann.

Dieß widerfuhr mir, wenn mein Herz von Betrübniß eingeengt alle seine Bewegungen nahe um sich her konzentrirte, um den Uiberrest von Wärme zu erhalten, der durch mein allmähliches Hinsinken verfliegen wollte. Ich irrte durch Wälder und über Berge, und durfte nicht denken, aus Furcht meinen Schmerz aufzuwecken. Meine Einbildungskraft floh die Gegenstände der Betrübniß, und überließ meine Sinne gänzlich dem

Ein-

Eindruck, den die vorhandenen Gegenstände auf sie machten. Meine Augen giengen unaufhörlich von einem zum andern, und es war unmöglich, daß bei einer so großen Mannigfaltigkeit nicht einer gewesen seyn sollte, der meinen Blick stärker auf sich zog und länger festhielt.

Ich fand Geschmack an diesem ergetzenden Anblick, der im Unglück beruhigt, vergnügt, den Geist zerstreut und die Empfindung des Schmerzens lindert. Die Natur der Gegenstände macht diese Veränderung interessanter und reizender. Die süßen Gerüche, die lebhaften Farben, die zierlichen Gestalten scheinen in die Wette unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen. Man darf nur das Vergnügen lieben, um sich diesen angenehmen Eindrücken gänzlich zu überlassen, und wenn diese Gegenstände nicht auf alle Menschen gleiche Wirkung machen, so geschieht's bei einigen aus Mangel an natürlichem Gefühl, bei andern, weil ihr Geist zu viel mit andern Ideen beschäftigt

ist, und sich selten und nur verstohlener Weise mit dergleichen abgeben kann.

Noch ein andrer Umstand trägt vieles dazu bei, daß so wenige Leute von Geschmack dem Pflanzenreich ihre Aufmerksamkeit schenken; nämlich die Gewohnheit in den Pflanzen nichts als Salben und Arzneimittel zu suchen. Theophrast dachte anders, und man kann diesen Philosophen für den einzigen Botanisten des Alterthums betrachten; auch ist er unter uns sehr wenig bekannt; aber durch die Bemühung eines gewissen großen Receptensammlers, Dioskorides, und seiner Kommentaristen hat sich die Medicin solchergestalt der Pflanzen, die man in simple verwandelte, bemächtigt, daß man nun nichts mehr darinn siehet, als was man nicht siehet; nämlich die vorgeblichen Wirkungskräfte, die ein Dritter und Vierter ihnen beizulegen beliebt. Man begreift nicht, wie die vegetale Organisation an sich selbst einige Aufmerksamkeit verdienen kann; Leute, die ihr ganzes Leben damit zubringen, Kon-

chilien

chilien zu sammeln, lachen über die Botanik als ein unnützes Studium, wenn man nicht, wie sie sagen, die Erforschung der Eigenschaften damit verbindet; das heißt, wenn man nicht die Betrachtung der Natur, die nicht lügt und von dem allem nichts sagt, verläßt, um dem Ansehen der Menschen zu folgen, die da lügen, und die viele Dinge sagen, welche man auf ihr Wort glauben muß, das sich hinwieder auf das Ansehen eines andern gründet. Halte sich einer auf einer bunten Wiese auf, um die Blumen, ihren herrlichen Schmuck nacheinander zu betrachten; die ihn sehen, werden ihn für einen Apothekergesellen halten, und ihn um ein Kraut ersuchen, das den Ausschlag der Kinder, die Krätze der Erwachsenen oder den Rotz der Pferde heilen soll.

In andern Ländern ist dieses ekelhafte Vorurtheil zum Theil verschwunden, besonders in Engelland, Dank dem Linnäus, der die Botanik aus den Schulen der Rezeptenschreiber hervorgezogen und der Natur-

geschichte

geschichte und der Oekonomie wiedergegeben hat; aber in Frankreich denkt man in diesem Punkt noch so barbarisch, daß ein Schöngeist von Paris, der in London einen reichen mit seltenen Bäumen und Pflanzen versehenen botanischen Garten sahe, zu seinem Lob nichts zu sagen wußte, als: das ist ein sehr schöner Apothekergarten! Auf diese Art war wohl Adam der erste Apotheker; denn man kann sich nicht leicht einen besser eingerichteten Garten denken, als den von Eden.

Durch diese medicinische Ideen wird das Studium der Botanik gewiß nicht angenehm; sie machen die Blumen welk, vertrocknen die frischen Gesträuche und benehmen dem Grünen seine Lieblichkeit; jene vortrefliche Gestalten haben wenig Reiz für den, der das alles in einem Mörsel zerstoßen will, und man pflückt gewiß keine Blumenkränze für Schäferinnen, wenn man Kräuter für ein Klystier sucht.

Die ganze Pharmacie beschmutze meine ländliche Bilder nicht; Getränke und Pflaster waren sehr weit davon entfernt. Ich dachte oft, wenn ich die Felder, Wiesen, Wälder, und ihre unzähligen Einwohner betrachtete, daß die Natur dem Menschen und den Thieren in dem Pflanzenreich einen unerschöpflichen Vorrath an Nahrungsmittel gegeben habe; aber nie fiel mir ein, Arzneimittel darinn zu suchen. Ich finde an diesen verschiedenen Produkten nichts, das mir jenen Gebrauch verräth, und die Natur hätte uns gewiß eine Anleitung den Gebrauch zu erkennen gegeben, wie sie bei den eßbaren Dingen that, wenn sie ihn uns vorgeschrieben hätte. Auch würde das Vergnügen, mit welchem ich über Feld und Wiesen gehe, sehr verbittert durch den Gedanken an Fieber, Stein, Zipperlein, fallende Sucht und andre menschliche Gebrechlichkeiten. Uibrigens spreche ich den Vegetabilien die ihnen zugetheilte Kraft nicht ab; ich sage nur, daß es, falls diese Kraft gegründet ist, eitle Bosheit der Kranken seyn muß, wenn sie

krank

krank bleiben, da unter so vielen Krankheiten, die sich die Menschen zuziehen, nicht eine einzige ist, für welche nicht zwanzig Gattungen von Kräuter unfehlbare, aus dem Grunde heilende Mittel sind.

Ich hatte nie diese Wendung des Geistes, vermöge welcher man alles auf sein materielles Selbst beziehet, überall Vortheil sucht, und, wenn man sich immer gesund befände, die ganze Natur mit gleichgültigen Augen ansehen würde. Ich bin hierinn gerade der Gegenfüßler andrer Menschen: alles, was sich auf meine Bedürfnisse beziehet, verdirbt meine Gedanken und macht sie traurig, und nie fand ich eine wahre Wollust in den Vergnügungen des Geistes, als wenn ich meinen Körper ganz vergaß. Wenn ich nun auch an die Medicin glaubte, und wenn auch ihre Mittel angenehm wären, so könnte ich mich doch nie damit abgeben; die Freude einer reinen, uneigennützigen Betrachtung wäre verloren, und meine Seele könnte sich nicht erheben und über der

ganzen Natur herschweben, so lange ich sie an den Körper gefesselt fühlte. Wiewohl ich übrigens niemals ein großes Vertrauen auf die Medicin sezte, so sezte ich es doch auf Aerzte, die ich hochschäzte, liebte und nach Wohlgefallen mit meinem Gerippe schalten und walten ließ. Fünfzehen Jahre Erfahrung haben mich auf meine Kosten belehrt; da ich izt nach den bloßen Gesetzen der Natur lebe, so genieße ich meiner ersten Gesundheit wieder. Wenn die Mediciner auch keine andre Ursach hätten, so dürfte man sich doch über ihren Haß gegen mich nicht verwundern. Ich bin der lebendige Beweis von der Eitelkeit ihrer Kunst.

Nein, nichts persönliches, nichts, was meinen Körper angeht, kann meine Seele wahrhaft beschäftigen. Ich denke, träume nie angenehmer, als wenn ich mich selbst vergesse. Ich fühle unaussprechliche Entzückungen, wenn ich so zu sagen in das System der Wesen zerfließe, und mich mit der ganzen Natur identificire. So lange

die Menschen meine Brüder waren, machte ich mir Entwürfe von irdischem Glücke; da diese Entwürfe sich immer auf das Ganze bezogen, so konnte ich nicht glücklich seyn, als durch die allgemeine Wohlfahrt; die Idee eines Privatglückes berührte nie mein Herz, bis ich endlich sahe, daß meine Brüder das ihrige in meiner Qual suchten. Alsdann mußte ich sie fliehen, um sie nicht zu hassen; ich flohe zu der allgemeinen Mutter, und glaubte mich in ihren Armen vor den Verfolgungen ihrer Kinder zu verbergen. Ich ward ein Einsiedler, oder, wie sie sagen, ein ungeselliger Menschenfeind, weil die wildeste Einödde mir lieber war, als die Gesellschaft der Boshaften, die Verrätherei und Haß nährt.

Gezwungen, mich des Denkens zu enthalten, aus Furcht, an mein Elend zu denken; gezwungen, den Uiberrest einer lachenden, aber schon ersterbenden Einbildungskraft zu bewahren, damit der Schmerz sie nicht verwildere; gezwungen, die Menschen zu

vergessen, die mich mit Schande und Unbild überhäuften, damit mein Unwille mich nicht gegen sie erbittere; kann ich mich doch nicht in mich allein konzentriren, weil meine Seele wider meinen Willen ihre Empfindung und ihre Existenz auf andre Wesen auszudehnen sucht, und ich kann mich nicht mehr, wie sonst, in die Unermeßlichkeit der ganzen Natur versenken, weil meine geschwächten Seelenkräfte keine genug bestimmte und feste Gegenstände mehr finden, die mich stark an sich fesseln können, und ich fühle mich nicht mehr stark genug, in dem Kahos meiner vormaligen Entzückungen zu schwimmen. Meine Ideen sind nur noch bloße Sensationen, und mein Verstand reicht nicht mehr über die Gegenstände, die mich unmittelbar umgeben.

Da ich die Menschen floh', die Einsamkeit fühlte, nicht mehr phantasirte, noch weniger dachte, doch aber mit einem allzulebhaften Temperament begabt war, als daß ich mich einer traurigen schlafsüchtigen Unthätig-

thätigkeit überlassen sollte, so fieng ich an, mich mit dem, was mich umgab, zu beschäftigen, und mein natürlicher Instinkt gab den angenehmsten Gegenständen den Vorzug. Das Mineralreich hat nichts Reizendes in sich; seine in den Schoos der Erde versenkte Reichthümer scheinen dem Anblick der Menschen entzogen zu seyn, um nicht ihre Begierde zu erwecken. Sie liegen da gleichsam aufbewahrt, um einst den Abgang wahrhafter Reichthümer zu ersetzen, die dem Menschen frei zum Genuß dastehen, die aber mit seiner zunehmenden Verderbniß ihren Reiz für ihn verlieren. Dann ruft er die Industrie, Mühe und Arbeit seinem Elend zu Hülfe; er durchwühlt die Eingeweide der Erde, sucht in ihrem Mittelpunkt mit Gefahr seines Lebens eingebildete Schätze an die Stelle der wirklichen, die die Erde ihm selbst darbietet, wenn er ihrer nur zu genießen wüßte. Er fliehet den Tag und die Sonne, die er nicht mehr anzuschauen verdient; er vergräbt sich lebendig, und thut wohl daran, weil er des Lichts nicht mehr werth ist.

Hier treten Steinbrüche, Klüfte, Feuerpfühle an die Stelle der lieblichen Bilder ländlicher Arbeit. Hagere, verbrannte Gestalten von Unglücklichen, die in dem ungesunden Dunst der Minen verschmachten, treten an die Stelle verliebter Schäfer, und starker, gesunder Arbeiter auf der Oberfläche der Erde.

Es ist leicht, ich gestehe es, Sand und Steine zu sammeln, seine Taschen und Zimmer damit anzufüllen, und sich so das Ansehen eines Naturforschers zu geben: aber die sich mit dergleichen Sammlungen abgeben, sind meistens reiche Dummköpfe, die darinn nichts als das Vergnügen sich zu zeigen suchen. Um in dem Studium der Mineralien fortzukommen, muß man Chymist und Physiker seyn; muß kostspielige, mühsame Versuche machen, beim Destilirkolben im Dampfe sitzen mit Gefahr seiner Gesundheit und oft des Lebens. Und aus dieser traurigen, mühsamen Arbeit kömmt am Ende meistens mehr Stolz als Kenntniß. Der kleinste Chymist glaubt alle Geheimnisse

der

der Natur durchdrungen zu haben, wenn er vielleicht von ohngefähr einige kleine Zusammensetzungen der Kunst gefunden hat.

Das Thierreich steht uns mehr offen, und verdient eher unser Studium; aber hat es nicht auch sein Beschwerliches, Mühesames, Ekelhaftes? besonders für einen einsamen Menschen, der in seiner Arbeit weder von seinen Augen, noch von irgend einem Menschen Hülfe zu erwarten hat. Wie soll ich dazu gelangen, die Vögel in der Luft zu kennen, die Fische im Wasser, die vierfüßigen Thiere, die geschwinder und stärker sind, als der Mensch. Sie haben eben so wenig Lust, von selbst zu mir zu kommen und sich meinen Bemerkungen darzustellen, als ich ihnen nachzulaufen und sie mit Gewalt dazu zu zwingen. Es blieb mir also nichts übrig, als Schnecken, Würme, Mükken, und ich brachte mein Leben damit zu, hinter Schmetterlingen her mich außer Athem zu springen, arme Insekten anzuspießen, Mäuse zu zerschneiden, wenn ich anders

eine fangen könnte, oder die Aeßer verreckter Thiere, die ich allenfalls finden könnte, zu zerfetzen. Das Studium der Thiere ist nichts ohne Anatomie; nur durch sie lernt man sie eintheilen, die Geschlechter und Gattungen kennen. Um sie durch ihre Sitten und Charaktere zu kennen, müßte man Vogelhäuser, Fischbehältnisse und Menagerien haben. Ich müßte sie immer zwingen, um mich zu seyn, kann das aber eben so wenig, als ich ihnen, wenn sie in Freiheit sind, nachgehen kann. Ich müßte also ihre todte Körper studiren, müßte sie zerschneiden, in ihren zitternden Eingeweiden wühlen. Was ist abscheulicher, als ein anatomisches Theater? stinkende Kadaver, halbvermodertes Fleisch, Blut, dämpfende Eingeweide, gräßliche Gerippe, pestilenzische Dünste! Nein, warlich! da wird J. J. seine Unterhaltung nicht suchen!

Liebliche Blumen, Schmuck der Wiesen, erquickende Schatten, Bäche, Büsche, kommt! meine Einbildungskraft von jenen schmutzigen Bildern zu reinigen. Meine Seele, die keine

große Bewegungen mehr kennt, kann sich nur noch mit sinnlichen Gegenständen abgeben; Ich habe nur noch Sensationen, und nur durch diese kann mir noch Freude oder Leid auf der Erde werden. Angelockt von den reizenden Gegenständen um mich her, betrachte ich sie, vergleiche sie und lerne endlich sie in ihre Klassen theilen; so werde ich auf einmal ein so guter Botanist, als derjenige zu seyn braucht, der die Natnr studirt, um sie täglich liebenswürdiger zu finden.

Ich suche nicht 'mich zu unterrichten, dazu ist's zu spät. Auch habe ich niemals gesehen, daß so viele Kenntnisse zum Glück des Lebens etwas beitragen; aber ich suche angenehme, einfache Unterhaltungen, die ich ohne Mühe genießen kann, und die mich von meinem Elend zerstreuen. Es kostet mich weder Zeit noch Geld, Kräuter und Pflanzen zu suchen, sie zu untersuchen, ihren Unterschied zu bemerken, die vegetale Organisation so zu erforschen, daß mir der Gang und das Spiel dieser lebenden Maschinen nicht

entgehe; manchmal ihre allgemeine Gesetze zu suchen und den Grund und Zweck ihrer verschiedenen Einrichtung; mich der dankbaren Verwunderung gegen den, der mir das alles zu genießen gab, zu überlassen.

Die Pflanzen scheinen mit Uiberfluß über die Erde gestreut zu seyn, wie die Sterne am Himmel, um den Menschen durch Vergnügen und Neugierde zum Studium der Natur einzuladen. Aber die Gestirne sind zu weit von uns entfernt, man muß vorläufige Kenntnisse, Instrumente, Maschinen und ziemliche lange Leitern haben, um sie zu erreichen. Die Pflanzen wachsen unter unsern Füßen, und so zu sagen in unsern Händen, und wenn die Kleinheit ihrer Theile sie ihren Augen entziehet, so sind die erforderlichen Instrumente von einem weit leichtern Gebrauch als die astronomischen. Die Botanik ist das Studium eines unthätigen, müßigen Einsiedlers: er braucht nur ein Glas Tropfen zu seinen Untersuchungen. Er geht spazieren, irrt von einem Gegenstande zum

andern, hält sich bei jeder Blume mit Theilnahme und Neugierde auf, und wenn er die Gesetze ihrer Einrichtung wahrgenommen, so findet er in ihrer Betrachtung ein Vergnügen ohne Mühe, und das so lebhaft ist, als kostete es viel. In diesen müßigen Beschäftigungen liegt ein Reiz, den man nur fühlt, wenn alle Leidenschaften ruhen, der dann aber auch allein hinlänglich ist, das Leben glücklich und angenehm zu machen; so bald man aber einen Beweggrund von Eigennutz oder Eitelkeit damit vermischt, um eine Stelle zu bekleiden, oder Bücher zu schreiben; so bald man nur lernt, um wieder zu lehren, Pflanzen studirt, um darüber zu schreiben oder zu lehren, so verschwindet dieser Reiz; man sieht in den Pflanzen nichts als Werkzeuge unsrer Leidenschaften: man findet in ihrem Studium kein wahres Vergnügen mehr; man lernt nicht, um zu wissen, sondern um zu zeigen, daß man weis, und mitten in dem Walde ist man wie auf der Schaubühne der Welt einzig damit beschäftigt, um Bewundrung zu erregen; oder

man treibt gar sein botanisches Studium im Kabinet und im Garten, beschäftigt sich mit Systemen und Lehrarten, anstatt die Pflanzen in der Natur zu studiren; daher der ewige Stof zu Disputiren, das weder zur Kenntniß einer einzigen Pflanze verhilft, noch über die Naturgeschichte das mindeste Licht verbreitet. Daher der Haß und die Eifersucht, womit die Botaniker so wohl und noch mehr, als andre Schriftsteller, sich einander den Ruhm abzulaufen bestreben. Sie verunstalten dieß liebenswürdige Studium, versetzen es in Städte und Akademien, wo es eben so, wie die exotischen Pflanzen in den Gärten der Liebhaber, ausartet.

Eine ganz andre Gemüthsverfassung machte mir dieses Studium zu einer Art von Leidenschaft, die mir das Leere und den Mangel aller andern ersezt. Ich klimme auf die Klippen und Berge, dringe in tiefe Thäler und Wälder, um mich, so viel möglich, dem Andenken der Menschen und den Verfolgungen der Boshaften zu entziehen. In

dem

dem Schatten eines Haines dünkt mir, ich wäre vergessen, frei, ruhig, als hätte ich keine Feinde mehr, oder als schüzte mich das Laub der Bäume vor ihren Angriffen, wie es sie aus meiner Erinnerung entfernt. Ich finde so viel Vergnügen in dieser Täuschung, daß ich mich ihr ganz überlassen würde, wenn meine Lage, Schwachheit und Bedürfnisse es erlaubten. Je stiller und tiefer die Einsamkeit ist, in welcher ich mich dann befinde, desto nöthiger ist mir ein Gegenstand, der das Leere ausfülle; und diesen finde ich in den freiwilligen Produkten der Erde statt aller andern, die mir meine Einbildungskraft verweigert und mein Gedächtniß vermeidet. Das Vergnügen, in einer Einöde neue Pflanzen zu suchen, entreißt mich meinen Verfolgern; und wenn ich an Oerter komme, wo ich keinen Fußtapfen eines Menschen sehe, so athme ich freier.

So lange ich lebe, werde ich mich eines botanischen Spaziergangs erinnern, den ich auf dem Gebirge Robaila unternahm. Ich war

war allein, und vertiefte mich in die Krümmungen des Gebirgs; von Holz zu Holz, von Fels zu Fels kam ich endlich an einen so abgelegenen Ort, daß ich nie einen wildern Anblick gehabt habe. Große Tannen und andre Bäume, deren einige vor Alter umgestürzt und in einander verwickelt waren, schlossen diesen Ort ein; durch einige Lücken sah' man steile Felsen und ungeheure Tiefen, die ich auf den Bauch hingestreckt kaum anzuschauen wagte. Der Uhu und die Nachteule schrien aus den Felsenspalten, einige kleine seltene Vögel mäßigten durch ihre Gegenwart einigermaßen die fürchterliche Wildheit dieser Einöde; ich fand da das ciclamen, das nidus avis, das laserpitium magnum und noch einige andre Pflanzen, die mich vergnügten und unterhielten; aber allmählich machte der starke Eindruck der Gegenstände, daß ich die Botanik und die Pflanzen vergaß; ich sezte mich auf Kissen von Lycopodium und Moos, und fieng an nach Lust zu phantasiren, denn ich glaubte hier in einem Zufluchtsort zu seyn, den die

ganze Welt nicht kennte, und wo meine Verfolger mich gewiß nicht ausfindig machen würden. Eine Bewegung von Stolz mischte sich in meine Reverie. Ich verglich mich mit den großen Reisenden, die eine unbewohnte Insel entdecken, und ich glaubte der erste Mensch zu seyn, der bis daher gekommen wär; ich hielt mich fast für einen andern Christoph Kolumbus. Indem ich mich mit diesen Gedanken aufblähte, vernahm ich aus einer kleinen Entfernung ein Geklirre, das ich zu kennen glaubte. Ich horche; der Lärmen wird stärker. Voll Verwundrung und Neugierde stehe ich auf, dringe durch ein Gesträuche nach dem Ort, wo das Getöse herkam, und sehe in einer Vertiefung, zwanzig Schritte von dem Ort, wohin ich zuerst gekommen zu seyn glaubte, eine Strumpfmanufaktur.

Ich kann die verwirrte und widersprechende Bewegung, die ich bei dieser Entdeckung in meinem Herzen empfand, nicht ausdrücken. Meine erste Empfindung war

Freude,

Freude, daß ich an einem Ort, wo ich ganz allein zu seyn glaubte, mich unter Menschen befand; aber diese Bewegung vergieng schnell, wie der Bliz, und machte einer schmerzlichen, dauerhaftern Empfindung Plaz, daß ich selbst in den Hölen der Alpen den Händen der Menschen nicht entgehen könnte. Denn ich war gewiß, daß vielleicht nicht zween Menschen in dieser Fabrik sich befanden, die nicht zu dem Komplot des Predigers Montmollin gehörten, der seine Werkzeuge von fern her holte. Ich suchte mich dieses traurigen Gedankens zu entschlagen, und lachte endlich über meine kindische Eitelkeit und über die komische Art, mit welcher ich war gestraft worden.

Aber, in der That, wer hätte auch jemals vermuthen sollen, in einer Felsenhöle eine Fabrik zu finden? Nur die Schweiz allein bietet ein solch Gemisch von wilder Natur und menschlicher Industrie dar. Die ganze Schweiz ist so zu sagen nur eine Stadt, deren lange und breite Straßen mit Wälder

besezt und von Gebirgen durchschnitten sind, und worinn die zerstreuten Häuser nur mittels englischer Gärten aneinander hängen. Hier erinnerte ich mich eines andern botanischen Spazierganges, den du Peyrou, Descherny, der Oberste Pury, der Gerichtsvogt Clerc und ich vor einiger Zeit auf dem Berge Chasseron, von dessen Gipfel man sieben Seen erblickt, miteinander thaten. Man sagte uns, daß sich nur ein einziges Haus auf dem Berge befände, und wir würden gewiß den Stand und das Gewerb des Einwohners nicht errathen haben, wenn man uns nicht dazu gesagt hätte, daß es ein Buchhändler ist, und der auch seine Geschäfte da recht gut machte *). Mir däucht, daß eine einzige Anekdote von der Art,

*) Vermuthlich ward Rousseau durch die Gleichheit der Namen zu dem Irrthum verleitet, den Buchhändler auf den Berg Chasseron zu versetzen; er befindet sich aber auf einem andern hohen Berge, Chasseral genannt, in dem Fürstenthum Neufchatell.

Art, die Schweiz besser zu erkennen giebt, als alle Beschreibungen der Reisenden.

Eine andre Anekdote kann dazu dienen, ein ganz verschiedenes Volk kennen zu lernen. Während meinem Aufenthalt in Grenoble that ich oft dergleichen Spaziergänge vor die Stadt mit dem Herrn Bovier, einem Advokaten, der zwar die Botanik weder liebte, noch kannte, sich aber, wie es schien, ein Gesetz daraus gemacht hatte, keinen Schritt von mir zu weichen. Eines Tages kamen wir durch eine Gegend, wo sehr viele Dornweiden standen. Ich sahe auf diesen Stauden reife Beeren, verkostete sie, und da mir ihre angenehme Säure wohlschmeckte, so aß ich einen guten Theil, um mich zu erfrischen; der Herr Bovier stand neben mir, aß nicht mit, und schwieg. Einer seiner Freunde kam dazu, und als er mich von diesen Beeren essen sah', schrie er: Was machen Sie da, mein Herr! wissen Sie nicht, daß diese Frucht vergiftet? Sie vergiftet? fragte ich erstaunt. Das ist ja so bekannt, antwortete er, daß

kein

kein Mensch in der ganzen Gegend jemals eine davon verkosten wird. Ich sahe den Herrn Bovier an, und fragte ihn, warum er mir nichts gesagt hätte; und dieser antwortete mir in einem ehrfurchtsvollen Ton: Ach! mein Herr, ich war nicht so kühn, mir diese Freiheit zu nehmen. Ich mußte über diese dauphinische Demuth lachen, endigte aber doch meine kleine Mahlzeit. Ich war der Meinung, wie ich noch bin, daß jedes natürliche Produkt, das wohlschmeckt, dem Körper nicht schaden kann, oder nur durch übermäßigen Genuß. Unterdessen muß ich gestehen, daß ich denselben ganzen Tag ein wenig unruhig war, aber damit kam ich auch davon; ich aß wohl zu Nacht, schlief noch besser, und stand frisch und gesund auf, da ich doch den Tag zuvor wohl fünfzehen bis zwanzig Beeren von diesem schrecklichen hippophæum genossen hatte, das zu einer sehr kleinen Dosis schon vergiftet, wie mir alle Welt zu Grenoble sagte. Diese Begebenheit schien mir so drollig, daß ich mich ihrer niemals erinnern kann, ohne über die besondre

Bescheidenheit des Herrn Advokaten Bovier zu lachen.

Alle meine botanische Spaziergänge, die verschiedene Eindrücke, welche die dabei gegenwärtigen Gegenstände auf mich machten, die Ideen, welche daraus entstanden, die Begebenheiten, welche dabei vorfielen, alles das hat Eindrücke in mir zurückgelassen, die sich erneuern beim Anblick der Pflanzen, die ich damals gefunden habe. Nie werde ich diese schöne Landschaften, diese Wälder, diese Seen, diese Gebüsche, diese Felsen, diese Gebirge wiedersehen, deren Anblick allezeit mein Herz rührte; aber izt, da ich durch jene glücklichen Gefilde nicht mehr wandeln kann, darf ich nur meine Pflanzensammlung anschauen, und ich bin dahin versezt. Die Kräuter, welche ich da gesammelt habe, stellen mir jenes herrliche Schauspiel wieder von neuem dar.

Eine Kette von Nebenideen fesselt mich an die Botanik. Sie versammelt und ruft

meiner Einbildungskraft ihre liebsten Ideen zurück; sie schildert meinem Gedächtniß die Wiesen, Gewässer, Wälder, die Einsamkeit und die Ruhe, die man da genießt. Sie macht mich die Verfolgungen der Menschen, ihren Haß, ihre Verachtung und alle Unbilden vergessen, mit welchen sie meine zärtliche, aufrichtige Neigung zu ihnen vergolten haben. Sie versezt mich in jene ruhige Wohnungen und unter einfältige gute Menschen, wie diejenigen waren, mit welchen ich einst lebte. Sie erinnert mich an meine Jugend und an meine unschuldigen Freuden, und läßt mich sie wieder genießen. Sie macht mich noch oft glücklich bei dem traurigsten Schicksal, das je über einen Menschen gekommen.

Achter Spaziergang.

Wenn ich über die Fassungen meiner Seele in allen Lagen meines Lebens nachdenke, so fällt mir's sehr auf, daß ich so wenig Verhältniß zwischen den verschiedenen Fügungen meines Schicksals und meinen dabei gehabten Empfindungen entdecke. Die Zeitpunkte meines kurzen Wohlergehens haben mir beinahe gar keine Erinnerung zurück gelassen; aber die zärtlichen, rührenden, angenehmen Empfindungen, die in meinem größten Elend meinem wunden Herzen heilender Balsam waren, und meinen Schmerz selbst in Wollust verwandelten, kommen ohne das Andenken des Schmerzens allein in mein Gedächtnis zurück. Ich glaube, daß ich

meines Daseyns besser genossen, und wirklich mehr gelebt habe, wenn die Widerwärtigkeit meine Empfindungen nahe um mein Herz versammelte, so daß sie sich nicht aus mir zerstreuen konnten auf die Gegenstände, die von den Menschen geachtet werden, da sie doch so wenig Achtung verdienen, wiewohl sie die einzige Beschäftigung derjenigen Menschen sind, welche man für glücklich hält.

Wenn alles um mich in seiner Ordnung war; wenn ich zufrieden war mit allem, was mich umgab, und mit der Sphäre, in der ich lebte, so erfüllte ich sie mit meinen Neigungen. Meine Seele dehnte sich auf andre Gegenstände. Mancherlei Gefühle und Triebe meines Herzens zogen mich fern von mir, so, daß ich einigermaßen mich selbst vergaß und ganz an dem hieng, was mir fremde war; in der immerwährenden Bewegung meines Herzens erfuhr ich den Wechsel menschlicher Dinge. Dieses stürmische Leben ließ mir weder Friede in mir, noch Ruhe außer mir. Zum Schein glücklich hatte ich

keine einzige Empfindung, die ein prüfendes Nachdenken aushalten und mich gänzlich vergnügen konnte. Nie war ich weder mit mir, noch mit andern vollkommen zufrieden. Das Gelärm der Welt betäubte mich, in der Einsamkeit hatte ich Langeweile; ich mußte unaufhörlich meine Stelle verändern, und nirgend war mir wohl. Doch war ich geliebt, geehrt, überall wohlempfangen; ich hatte keinen Feind, keinen Verfolger, keinen Neider; da man nichts suchte, als mir Dienste zu leisten, so hatte ich das Vergnügen selbst viele Menschen mir zu verbinden, und ohne Vermögen, ohne Amt, ohne Gönner, ohne große entwickelte und bekannte Talente genoß ich aller Vortheile, die sonst damit verbunden zu seyn pflegen, und ich kannte in keinem Stande einen Menschen, dessen Loos dem meinigen vorzuziehen gewesen wäre. Was fehlte mir zum Glücke? Das weis ich nicht; aber ich weis, daß ich nicht glücklich war. Was fehlt mir izt, um der Unglücklichste der Menschen zu seyn? Nichts von allem dem, was sie dazu beitragen konnten.

Nun wohl! und in diesem traurigen Zustand würde ich mein Wesen und mein Schicksal noch nicht mit dem glücklichsten unter ihnen vertauschen: ich will in meinem ganzen Elend noch lieber Ich seyn, als einer von ihnen in seinem ganzen Wohlergehen. Ich bin auf mich allein zurück gebracht, und muß mich von meiner eignen Substanz nähren, aber sie erschöpft sich nie; ich bin mir selbst genug, wiewohl meine verwelkte Einbildungskraft und meine verloschene Ideen meinem Herzen keine Nahrung mehr gewähren. Meine verdunkelte, durch die Sinne verhinderte Seele wird täglich minder, und sie hat unter diesen schweren Lasten nicht mehr Kraft genug, um sich, wie sonst, aus ihrer alten Hülle zu schwingen.

Zu dieser Rückkehr zu uns selbst zwingt uns die Widerwärtigkeit; und vielleicht ist sie eben deswegen den meisten Menschen unerträglich. Ich habe mir nichts als Fehler vorzuwerfen; die schreib ich meiner Schwachheit zu, und tröste mich: denn nie kam ein überlegtes Uibel in mein Herz.

Wie kann man unterdessen, wenn man nicht ganz sinn- und empfindungslos ist, meine Lage einen Augenblick betrachten, ohne sie so schrecklich zu erblicken, als die Menschen sie gemacht haben, ohne vor Schmerz und Verzweiflung zu Grunde zu gehen? Aber ich, das empfindlichste aller Wesen, betrachte sie, und werde nicht bewegt; und ohne Kampf, ohne Uiberwindung meiner selbst sehe ich mich fast mit einer völligen Gleichgültigkeit in einem Zustand', dessen Anblick jeden andern Menschen mit Schrecken erfüllen würde.

Auf welche Art gelangte ich dazu? denn ich war weit entfernt von dieser ruhigen Verfassung, als ich den ersten Argwohn faßte von dem Komplot, in welches ich seit langer Zeit verwickelt ward, ohne es zu merken. Die erste Entdeckung entsezte mich. Schande und Verrätherei trafen mich plözlich. Welche rechtschaffne Seele ist auf solche Uibel vorbereitet! Um sie vorzusehen, müßte man sie verdient haben. Ich gieng in alle Fallstricke, die

die man unter meine Füße legte. Unwille, Wuth, Wahnsinn bemächtigten sich meiner; ich kam außer mir. In den schrecklichen Finsternissen, mit welchen man mich unaufhörlich umgab, sahe ich kein Licht, wonach ich mich hätte lenken, keine Stütze, nichts, woran ich mich hätte festhalten und der Verzweiflung, die mich ergrif, hätte widerstehen können.

Wie kann man in einer so schrecklichen Lage glücklich und ruhig seyn? Doch befinde ich mich noch, und tiefer als jemals, darinn versenkt, und ich habe Ruhe und Frieden darinn wiedergefunden; ich lebe glücklich, und lache über die Qual, mit der sich meine Verfolger peinigen, da ich ruhig mit Blumen, Pflanzen und Kindereien mich beschäftige, und an sie nicht einmal denke.

Wie geschah' dieser Uibergang? Auf eine natürliche, unmerkbare, leichte Art. Der erste Schlag war schrecklich. Ich, der ich mich der Achtung und Liebe würdig fühlte; ich,

ich, der ich mich geehrt und geliebt zu seyn glaubte, wie ich's verdiente, sah' mich auf einmal in ein so abscheuliches Ungeheur, wie nie eines war, verwandelt. Ich sehe, daß eine ganze Generation diese Meinung von mir annimmt, ohne Erklärung, ohne Zweifel, ohne Schaam, und ohne, daß ich jemals dazu gelangen konnte, die Ursache dieser seltsamen Verändrung zu erfahren. Ich stritt heftig, und verwickelte mich dadurch noch mehr. Ich wollte meine Verfolger nöthigen, sich mit mir zu erklären; sie hüteten sich wohl davor. Nachdem ich mich lange fruchtlos gequält hatte, mußte ich wohl ausruhen. Unterdessen hoffte ich immer, und sprach zu mir selbst: eine so unsinnige Verblendung, ein so abscheuliches Vorurtheil wird sich wohl des ganzen menschlichen Geschlechts nicht bemächtigen können. Es giebt noch vernünftige Menschen, die diesen Wahnsinn nicht theilen; es giebt noch rechtschaffene Seelen, die den Betrug und die Verrätherei verabscheuen. Ich will suchen, vielleicht finde ich endlich einen Menschen, und wenn ich ihn

finde,

finde, so sind meine Feinde beschämt. Ich suchte umsonst, ich fand' ihn nicht. Die Verschwörung ist allgemein, ohne Ausnahme, und ich bin gewiß, daß ich mein Leben in dieser schrecklichen Verbannung beschließen werde, ohne jemals ihr Geheimnis einzusehen.

In dieser bedaurenswürdigen Lage, worinn die Verzweiflung mein endliches Loos zu seyn schien, fand' ich nach langem Leiden die Heiterkeit, die Ruhe, ja selbst das Glück wieder, weil jeder Tag meines Lebens mich auf eine angenehme Art des vorhergehenden erinnert, und weil ich mir den folgenden nicht besser wünsche.

Woher kömmt dieser Unterschied? Von einem einzigen Umstand: ich lernte das Joch der Nothwendigkeit ohne Murren ertragen. Von allen Seiten gedrückt blieb ich im Gleichgewicht, denn ich halte mich an nichts mehr und stütze mich nur auf mich selbst.

Als ich mich mit so vielem Eifer gegen die Meinung erhob, so hieng ich noch einigermaßen an ihr, ohne es zu bemerken. Von Leuten, die man achtet, möchte man auch gern geachtet seyn, und so lange ich von den Menschen, oder wenigst von einigen, vortheilhaft denken konnte, so war mir's nicht ganz gleichgültig, was auch sie von mir hielten. Ich sahe, daß die Urtheile des Publikums oft billig sind; aber ich sahe nicht, daß selbst diese Billigkeit eine Wirkung des Zufalls ist; daß die Regeln, worauf die Menschen ihre Meinungen gründen, aus ihren Leidenschaften und Vorurtheilen geschöpft sind, und daß ihre guten Urtheile oft aus bösen Grundsätzen entspringen, wie wenn sie z. B. einen Mann seiner Verdienste halber zu loben scheinen, nicht aus Liebe zur Billigkeit, sondern um sich das Ansehen der Unpartheiligkeit zu geben, und eben diesen Mann in andern Stücken schändlich verläumden.

Nachdem ich aber nach so langen und vergeblichen Untersuchungen fand, daß sie alle ohne Ausnahme bei dem abscheulichsten, unbilligsten System, daß die Hölle ersinnen konnte, blieben, nachdem ich sah', daß in Betracht meiner die Vernunft aus allen Köpfen, die Gerechtigkeit aus allen Herzen verbannt war; daß eine ganze wahnsinnige Generation sich der blinden Wuth seiner Führer überließ gegen einen Unglücklichen, der nie einem Menschen Böses that, Böses wollte, oder Böses mit Bösem vergalt; als ich nach langem Suchen um einen Menschen endlich meine Leuchte auslöschen und sagen mußte: es giebt keine mehr! da fieng ich an, mich allein auf der Erde zu sehen; und ich fand, daß alle Menschen für mich nichts anders, als mechanische Wesen sind, die sich nur nach äußerm Antrieb bewegen, und deren Handlungen ich blos nach den Gesetzen der Bewegung berechnen konnte. Was ich auch für Absichten und Leidenschaften in ihren Seelen angenommen hätte, so hätte ich mir dadurch ihr Betragen gegen mich doch auf

keine verständliche Art erklären können. So verlor ihre innere Beschaffenheit allen Betracht in meinen Augen. Ich sah' in ihnen nichts, als verschiedentlich bewegte Massen ohne alle Moralität.

Bei allen Uibeln, die uns betreffen, sehen wir mehr auf die Absicht, als auf die Wirkung. Ein Ziegel, der vom Dache fällt, kann einen stärker verwunden, aber er thut nicht so wehe, als ein Stein, den eine boshafte Hand geworfen hat. Den körperlichen Schmerz empfindet man am wenigsten, und wenn ein Unglücklicher nicht weis, wem er seine Widerwärtigkeit zuschreiben soll, so hält er sich an das Schicksal, das er sich als eine Person vorstellt, welcher er Augen und eine Vernunft, um ihn mit Absicht zu quälen, andichtet. So raset der durch Verlust aufgebrachte Spieler, ohne zu wissen, gegen wen. Er bildet sich ein Verhängniß ein, das gegen ihn erbittert ist, um ihn zu peinigen; und weil sein Zorn in dieser Einbildung Nahrung findet, so wüthet er gegen diesen selbstgeschaffenen

nen Feind. Der Weise, der in allen Unglücksfällen nichts als Schläge der blinden Nothwendigkeit sieht, fühlt diese unsinnigen Bewegungen nicht; er seufzt in seinem Schmerz, aber ohne Unwillen; er empfindet von dem Uibel, das ihn befällt, nur die materielle Wirkung, und die Schläge, die ihn treffen, mögen seine Person noch so sehr verwunden, keiner reichet an sein Herz.

Es ist viel, wenn man so weit gekommen ist; aber es ist nicht alles. Bleibt man da stehen, so hat man wohl das Uibel vernichtet, aber die Wurzel gelassen; denn diese befindet sich nicht in den Wesen, die uns fremde und außer uns sind, sondern in uns selbst, und da muß man sie auszureissen suchen. Das empfand ich sehr wohl, so bald ich anfieng in mich zurück zu kehren. Meine Vernunft fand nichts als Unsinn in allen Erklärungen, die ich mir über das, was mir begegnete, machte, und ich sah' ein, daß alle Ursachen, Mittel und Werkzeuge dieser Begegnisse mir unbekannt und unerforschlich

 waren,

waren, folglich für mich Nichts seyn mußten; daß ich alle Zufälle meines Lebens als Wirkungen einer blinden Fatalität anzusehen hätte, bei welcher weder Richtung, noch Absicht, noch moralische Ursache vorhanden ist; daß ich mich ohne Vernünfteln und ohne Widerstreben unterwerfen müsse, weil beides nichts nüzt; daß ich mich auf der Erde blos als ein leidendes Wesen betrachten, und die Kräfte, welche mir zum Ertragen meines Unglücks nöthig sind, nicht zu unnützem Widerstand verbrauchen müsse. So sprach ich zu mir; meine Vernunft und mein Herz waren dabei zufrieden, und dennoch empfand ich, daß mein Herz noch murrte. Woher kam das? Ich suchte und fand es: die Eigenliebe war daran Schuld, die von den Menschen aufgebracht sich nun auch gegen die Vernunft empörte.

Diese Entdeckung war nicht so leicht, als man vielleicht glauben könnte: denn ein verfolgter Unglücklicher hält den Stolz seines kleinen Individuums für Liebe der Gerechtigkeit.

tigkeit. Aber kennt man auch die wahre Quelle einmal, so ist sie leicht verstopft oder abgewendet. Die Achtung seiner selbst ist die größte Triebfeder stolzer Seelen; die Eigenliebe, die leicht zu täuschen weis, verstellt sich oft in diese Achtung. Wenn sich aber der Betrug entdeckt, und die Eigenliebe sich nicht mehr verstecken kann, so ist sie nicht mehr zu fürchten; und wiewohl man sie schwerlich erstickt, so kann man sie doch leicht bändigen.

Ich hatte nie einen großen Hang zur Eigenliebe. Aber sie ward stärker in der Welt, und besonders, da ich Schriftsteller ward; ich hatte ihrer vielleicht nicht so viel, als ein andrer, aber ich hatte doch erstaunlich viel. Die schrecklichen Lehren, die ich erhielt, haben sie in ihre erste Gränzen gebracht; ihre erste Wirkung war Unwille gegen Ungerechtigkeit, ihre lezte blieb Verachtung derselben. Sie begnügte sich endlich damit, daß ich gut genug für mich selbst war, nachdem alle äußere Verhältnisse von

mir getrennt waren. Da ward meine Eigenliebe wieder Liebe meiner selbst, sie kehrte in die natürliche Ordnung zurück, und befreite mich von dem Joch der Meinung.

Von der Zeit an fand ich die Ruhe der Seele und fast die Glückseligkeit wieder. Denn in welcher Lage man sich auch befinden mag, so ist man nur durch die Eigenliebe allein unglücklich. Wenn sie schweigt, so tröstet uns die Vernunft über die Uibel, die wir nicht vermeiden konnten, ja sie vernichtet diese Uibel gar, in so weit sie uns nicht unmittelbar treffen; man entgeht ihrer Strenge, denn sie sind nichts für den, der nicht an sie denkt. Beleidigungen, Ungerechtigkeiten, Unbilden, Beschimpfungen sind nichts für den, der in dem Uibel, das er erträgt, nur das Uibel selbst, nicht die Absicht erblickt, der sich selbst zu schützen weis, und sich darum nicht kümmert, was andre aus ihm machen. Für was die Menschen mich auch halten mögen, sie können mein Wesen nicht ändern; und ungeachtet aller

ihrer geheimen Ränke und Macht werde ich immer seyn, was ich bin. Zwar hat ihr Betragen gegen mich Einfluß auf meine Lage. Die Trennung zwischen ihnen und mir benimmt mir alle Hülfsmittel zu meinem Unterhalt und Beistand in meinem Alter und meinen Bedürfnissen. Selbst das Geld wird mir dadurch unnütz, weil es mir die nöthigen Dienste nicht mehr verschaffen kann; es ist kein Umgang, kein wechselseitiger Beistand, kein Verhältniß mehr zwischen ihnen und mir. Allein in ihrer Mitte bin ich meine einzige Hülfe, und diese Hülfe ist in meinem Alter und Zustand sehr schwach. Diese Uibel sind groß, aber sie haben alle Stärke über mich verloren, seitdem ich sie ohne Unwillen ertragen lernte. Die Umstände, wo das wahre Bedürfniß sich fühlen läßt, sind selten. Die Vorsichtigkeit und Einbildung vervielfältigen sie, und diese fort dauernde Empfindungen machen uns unruhig und unglücklich. Ich mag wissen, daß ich morgen leiden muß, genug für mich, daß ich heute nicht leide, um glücklich zu seyn.

Ich kümmere mich nichts um das Uibel, das ich vorsehe, sondern nur um das, was ich leide, und dadurch wird es sehr klein. Allein, krank, matt in meinem Bette könnte ich vor Hunger und Armuth verschmachten, ohne daß sich ein Mensch die mindeste Sorge daraus mache. Aber was liegt daran, wenn es mir eben so gleichgültig ist, und eben so wenig nach meinem Schicksal frage, als andre. Ist das nichts, daß ich, besonders in meinem Alter, gelernt habe, das Leben und den Tod, die Krankheit und Gesundheit, Reichthümer und Armuth, Ehre und Schande mit gleichgültigen Augen anzusehen. Andre Alte beunruhigen sich über alles, ich aber über nichts; was mir immer begegnen kann, mir ist's gleichviel, und diese Gleichgültigkeit ist kein Werk meiner Weisheit, sondern das Werk meiner Feinde, und wird ein Ersatz für die Leiden, mit welchen sie mich überhäuft haben. Da sie mich gegen die Widerwärtigkeit unempfindlich gemacht, so thaten sie mir mehr Gutes, als wenn sie mich gänzlich verschont hätten. Hätte ich nie

Unglück

Unglück versucht, so könnte ich's immer fürchten; da ich's aber besiegte, so fürchte ich's nicht mehr.

Diese Fassung überläßt mich bei allen Bitterkeiten meines Lebens der Sorglosigkeit meines Naturells, beinahe eben so vollkommen, als lebte ich in dem besten Wohlergehen. Außer den kurzen Augenblicken, wo mir die gegenwärtigen Umstände die schmerzlichste Unruhe verursachen, folge ich sonst in allen meinen Neigungen; mein Herz nährt sich noch von den Empfindungen, für die es geschaffen wurde, und ich genieße ihrer mit den eingebildeten Wesen, die sie hervorbringen und mit mir theilen, gleichsam als existirten diese Wesen wirklich. Sie existiren auch für mich, der ich sie erschaffen habe, und ich fürchte nicht, daß sie mich verrathen oder verlassen. Sie dauern so lange als mein Unglück selbst, und machen nichts vergessen.

Alles führt mich auf das glückliche, süße Leben, für das ich geboren ward; ich bringe drei Theile meines Lebens mit belehrenden und auch angenehmen Gegenständen zu, welchen ich meinen Geist und meine Sinne mit Entzücken überlasse; oder mit den Kindern meiner Einbildungskraft, die ich nach meinem Herzen schaffe, und deren Gesellschaft seine Empfindungen unterhalten; oder mit mir allein, zufrieden mit mir selbst und voll des Glückes, dessen ich mich werth fühle. Alles dieses bringt die Liebe meiner selbst hervor, die Eigenliebe thut nichts dabei. Nicht aber so in den traurigen Augenblicken, die ich noch mit den Menschen zubringe, ein Gegenstand ihrer verrätherischen Schmeicheleien, ihrer spöttischen Komplimente, ihrer honigsüßen Bosheit. Wie ich mich auch dabei nehmen mag, so treibt die Eigenliebe doch ihr Spiel. Der Haß und die Bitterkeit, welche ich durch diese grobe Hülle in ihren Herzen sehe, peinigen das meinige, und der Gedanke, daß man mich so thörichterweise für eine Düpe nimmt, verursacht mir noch daneben

neben einen kindischen Schmerz, die Frucht einer albernen Eigenliebe, die ich nicht überwältigen kann, wiewohl ich sie für sehr albern erkenne. Die Mühe, mit welcher ich mich gegen diese beleidigende Anblicke abzuhärten suchte, ist unglaublich. Hundertmal gieng ich durch die öffentlichen Spaziergänge und an die Oerter, wo die meisten Menschen waren, in der einzigen Absicht, mich in diesen Kämpfen zu üben. Aber ich erhielt nichts über mich, und kam nicht einmal weiter; alle meine mühesame aber fruchtlose Versuche ließen mich, wie ich war.

Beherrscht von meinen Sinnen konnte ich nie ihren Eindrücken widerstehen, und so lange der Gegenstand auf sie wirkt, kann mein Herz nicht ruhig seyn; aber diese vorübergehende Bewegung dauert nicht länger, als der Eindruck, der sie hervorbrachte. Die Gegenwart des boshaften Menschen macht eine schmerzliche Wirkung auf mich; so bald er aber verschwindet, so verschwindet der Eindruck mit ihm; wenn ich ihn nicht mehr

 sehe

sehe, so denk' ich nicht an ihn. Ich mag auch wissen, daß er hingeht, sich mit mir zu beschäftigen; ich kann nicht an ihn denken. Das Uibel, welches ich nicht wirklich fühle, kümmert mich nicht; ein Verfolger, den ich nicht vor mir sehe, ist nichts für mich. Ich weiß, welchen Vortheil diese Fassung denenjenigen verschaft, welche mein Schicksal lenken. Sie mögen es also nach ihrem Willen lenken. Ich will lieber, daß sie mich ohne Widerstand peinigen, als daß ich gezwungen seyn sollte, an sie zu denken, um mich vor ihren Nachstellungen zu hüten.

Diese Wirkung meiner Sinne auf mein Herz verursacht die einzige Qual meines Lebens. An jedem Ort, wo ich keinen Menschen sehe, denke ich an mein Schicksal nicht. Ich empfind' es nicht, und bin leidenfrei. Ich bin zufrieden und glücklich ohne Hinderniß und ungestört. Aber selten entgehe ich einem sinnlichen Eindruck, und wenn ich mich dessen am wenigsten versehe, so bringt mich eine Gebärde, ein falscher Blick, ein gifti=

giftiges Wort, ein böser Mensch, der mir begegnet, außer Fassung. Alles, was ich in dergleichen Fällen thun kann, ist, geschwind vergessen und fliehen. Die Unruhe meines Herzens verschwindet mit dem Gegenstand, der sie verursacht hat, und ich werde ruhig, so bald ich allein bin; oder wenn mich noch etwas beunruhigt, so ist's die Furcht, auf meinem Wege eine neue Ursach des Kummers zu finden. Das ist mein einziger Verdruß; aber er ist hinlänglich, mein Glück zu verbittern. Ich wohne mitten in Paris. Wenn ich aus meinem Hause gehe, so seufze ich nach dem freien Felde und nach der Einsamkeit; aber ich muß so weit gehen, um dahin zu gelangen, daß ich, ehe es mir erlaubt ist, frei zu athmen, tausend Gegenstände auf meinem Wege antreffe, die mir mein Herz zusammendrücken, und bringe ich die Hälfte des Tages in Aengsten zu, ehe ich die Freistätte erreiche, die ich suche. Glücklich, wenn man mich wenigstens meinen Weg vollenden läßt. Der Augenblick, wo ich meinen boshaften Begleitern entwische, ist ent-

entzückend, und so bald ich mich unter Bäumen und im Grünen befinde, so glaube ich im irdischen Paradies zu seyn; ich empfinde eine Lust in mir, als wär ich der glücklichste unter den Menschen.

Ich erinnere mich noch wohl, daß mir während meinem kurzen Wohlergehen diese einsamen Spaziergänge, die mir izt so viel Vergnügen verschaffen, unschmackhaft und langweilig waren. Wenn ich bei jemand auf dem Lande war, so schlich ich oft, wie ein Dieb, heimlich davon, und gieng allein in den Garten oder aufs Feld, spazieren. Aber weit entfernt, die Ruhe dabei zu finden, der ich izt genieße, so war ich in Bewegung von den eiteln Ideen, die mich im Saale beschäftigt hatten; die Erinnerung der Gesellschaft, von welcher ich kam, begleitete mich. In der Einsamkeit umnebelten die Dünste der Eigenliebe das frische Grün vor meinen Augen, und das Gelärm der Welt störte meine Ruhe. Umsonst drang ich in die Tiefe der Wälder, eine überlästige Gesellschaft

schaft folgte mir überall, und verunstaltete für mich die ganze Natur. Ich fand erst ihre Reize wieder, nachdem ich mich von allen gesellschaftlichen Leidenschaften und ihrem traurigen Gefolge losgemacht hatte.

Uiberzeugt von der Unmöglichkeit, diese erst unwillkürlichen Bewegungen zu unterdrücken, hab ich alle Versuche aufgegeben. Ich lasse bei jedem Anlaß mein Blut in Wallung gerathen, den Zorn und Unwillen sich meiner Sinnen bemächtigen; ich gestehe der Natur diesen ersten Ausbruch zu, den doch alle meine Kräfte nicht verhindern könnten. Nur bemühe ich mich, die Folgen zu verhüten. Die funkelnden Augen, das brennende Angesicht, das Zittern der Glieder, das beklemmende Herzklopfen, alles das hängt blos vom physischen ab, durch Vernünfteln ändert man's nicht. Hat man aber dem Temperament diesen Ausbruch überlassen, so kann man nach und nach sich und seine Sinne wieder bemeistern; lange gab ich mir vergebliche Mühe, so weit zu

gelan-

gelangen, aber endlich glückte es mir; ich verschwende meine Kräfte nicht mehr auf einen fruchtlosen Widerstand, sondern ich erwarte den Augenblick, wo ich, um zu siegen, meine Vernunft kann handeln lassen, denn sie redet nie, als wenn sie gehört wird. Doch, was sag' ich! meine Vernunft? O ich hätte sehr Unrecht, wenn ich ihr die Ehre dieses Sieges zuschreiben wollte, denn sie hat keinen Theil daran; alles kömmt von einem beweglichen Temperament her, das vom Sturm aufgebracht, und, so bald der Sturm aufhört, wieder ruhig wird; mein feuriges Naturel sezt mich in Bewegung, mein sanftes Naturel beruhigt mich wieder. Ich überlasse mich jeder gegenwärtigen Erschütterung, jeder Stoß giebt mir eine lebhafte und kurze Bewegung, die mit dem Stoß sogleich wieder verschwindet; nichts mitgetheiltes kann lange in mir dauern. Alle Zufälle des Glückes, alle Verfolgungen der Menschen können wenig wirken auf einen Menschen, der so beschaffen ist.

Um mich unaufhörlich leiden zu lassen, müßte man den Eindruck mit jedem Augenblick erneuern können. Denn, wie kurz auch die Ruhepunkte sind, so sind sie hinlänglich, um mich wieder zu mir selbst zu bringen. Ich bin, was die Menschen wollen, so lange sie auf meine Sinne wirken können; kaum aber hört diese Wirkung auf, so werde ich wieder, was die Natur gewollt hat. Dieß ist mein dauerhaftester Zustand, durch welchen ich, trotz dem Geschicke, eines Glückes genieße, für das ich geschaffen bin.

Ich habe diesen Zustand in einem meiner Spaziergänge beschrieben; er schickt sich so gut für mich, daß ich nichts wünsche, als seine Dauer, und nichts fürchte, als seine Stöhrung. Das Uibel, welches mir die Menschen zugefügt haben, rührt mich auf keine Art; nur die Furcht dessen, so sie mir noch zufügen könnten, kann mich noch beunruhigen. Aber in der Gewißheit, daß

sie keinen neuen Angriff auf mich thun kön= nen, der im stande wäre, eine dauerhafte Empfindung in mir hervorzubringen, lache ich ihrer Arglist, und genieße, zu ihrem Verdruß, meiner selbst.

Neun=

Neunter Spaziergang.

Das Glück ist ein bleibender Zustand, der für den Menschen hienieden nicht gemacht zu seyn scheint. Alles ist auf der Erde in einer immerwährenden Bewegung, so, daß nichts eine dauerhafte Gestalt erhalten kann. Alles um uns ändert sich. Wir ändern uns selbst, und keiner kann versichert seyn, daß er morgen lieben werde, was er heute liebt. Alle Entwürfe von Glückseligkeit in diesem Leben sind also Chimären. Machen wir uns das Vergnügen des Geistes zu nutze, wenn es kömmt; hüten wir uns, es durch unsre Schuld zu entfernen, aber bemühen wir uns auch nicht, es fest zu halten, denn das ist Thorheit. Ich habe

wenige glückliche Menschen gesehen, vielleicht gar keinen; aber oft sah' ich vergnügte Herzen, und unter allen Gegenständen, die mir jemals aufgefallen sind, gab mir dieser das meiste Vergnügen. Ich glaube, daß dieß eine natürliche Folge von der Gewalt äußerer Eindrücke auf meine innere Empfindungen seyn muß. Das Glück hat kein äußerliches Merkzeichen; um es zu erkennen, müßte man in dem Herzen des Glücklichen lesen können; aber das Vergnügen offenbart sich in den Augen, den Gebärden, dem Accent, dem Gange, und es scheint sich dem, der es wahrnimmt, mitzutheilen. Giebt es eine süßere Lust, als ein ganzes Volk an einem festlichen Tage sich der Freude überlassen zu sehen, wenn sich alle Herzen den Stralen des Vergnügens öfnen, die schnell, aber lebhaft durch das Gewölke des Lebens dahin blinken? — — — — — — — — —

Vor drei Tagen kam der Hr. P. mit einer außerordentlichen Eilfertigkeit zu mir, und zeigte mir die Lobrede auf die Madame

Geoffrin

Geoffrin vom Hrn. D. Ehe er zu lesen anfieng, schlug er ein helles Gelächter auf über den lächerlichen Neologismus dieser Schrift, und über die kindischen Wortspiele, wovon sie, wie er sagte, voll wäre. Er las endlich, und lachte immer. Ich hörte ihm ernsthaft zu, und weil er sahe, daß ich nicht mitlachen wollte, so hörte er auch auf. Der längste und gesuchteste Artikel dieser Schrift handelte von dem Vergnügen, welches Madame Geoffrin an der Gesellschaft und dem Geplauder der Kinder zu haben pflegt. Der Verfasser zog aus dieser Neigung mit Recht den Beweis eines guten Naturels. Aber dabei blieb er nicht; er beschuldigte auf eine entscheidende Art alle diejenigen, welche diese Neigung nicht haben, eines bösen Herzens, und er gieng so weit, daß er sagte, wenn man die Verbrecher, welche zum Galgen und Rade geführt werden, darüber befragte, so würden sie alle eingestehen, daß sie die Kinder nicht geliebt hätten. Diese Gedanken machten an ihrer Stelle eine sonderbare Wirkung. Gesezt, daß das alles wahr ist, war

hier der Ort, es zu sagen? und mußte man das Lob einer würdigen Frau mit Bildern von Missethätern und Todesstrafen verunstalten? Ich begreif leicht den Beweggrund dieser niederträchtigen Affektation, und da Hr. P. ausgelesen und ich die Stellen, die mir vorzüglich gefielen, angemerkt hatte, sezte ich hinzu, daß der Verfasser, da er dieses schrieb, weniger Freundschaft als Haß in seinem Herzen gehabt habe.

Am folgenden Tag war schönes Wetter. Ich gieng bis an die Militärschule, und glaubte da Pflanzen in der Blůthe zu finden. Unterweges dachte ich an den gestrigen Besuch und an die Schrift des Hrn. D.; mein erster Gedanke war, daß das Episod nicht ohne Absicht da wäre, und der einzige Umstand, daß man mir diese Broschüre brachte, mir, dem man sonst alles verbirgt, ließ mich einsehen, worauf man damit abzielte. Ich hatte meine Kinder ins Findelhaus gegeben. Das war genug, um mich in einen lieblosen, unnatürlichen Vater zu verwandeln; und da man

man diese Idee festhielt und weiter ausdehnte, so zog man nach und nach die unwidersprechliche Schlußfolge daraus, daß ich die Kinder hasse. Da ich so der Kette dieser Stufenfolge nachdachte, so mußte ich die Kunst bewundern, mit welcher die menschliche Erfindsamkeit den Dingen eine andre Gestalt zu geben weiß. Denn ich glaube nicht, daß ein Mensch in der Welt lieber kleine Kinder umherhüpfen und miteinander spielen siehet; oft bleib ich mitten auf der Straße oder auf meinen Spaziergängen stehen, und sehe ihren Schelmereien und Spielen zu mit einer Theilnahme, die ich bei keinem andern bemerke. An dem nämlichen Tage, da Hr. P. zu mir kam, eine Stunde vor seinem Besuche, waren die zwei kleinsten Kinder meines Hauswirthes bei mir, wovon das älteste etwa sieben Jahre alt seyn mag. Sie küßten mich so herzlich, und ich gab ihnen ihre Liebkosungen so zärtlich zurück, daß sie ungeachtet des ungleichen Alters recht gern bei mir zu seyn schienen, und ich war ganz entzückt, zu sehen, daß meine alte Figur sie

 nicht

nicht abschreckte. Der jüngste kam so gern zu mir, daß ich, noch kindischer als sie, eine gewisse Vorliebe für ihn fühlte, und ich sah' ihn so ungern weggehen, als ob's mein eigen Kind gewesen wäre.

Ich sehe wohl ein, daß der Vorwurf, meine Kinder ins Findelhaus gegeben zu haben, mit einer kleinen Wendung leicht in einen andern hat ausarten können, nämlich, daß ich ein unnatürlicher Vater bin und die Kinder hasse. Unterdessen ist gewiß, daß die Furcht eines weit schlimmern und für sie unvermeidlichen Schicksals mich meistens zu diesem Schritte bewogen hat. In meiner Lage war mir's nicht möglich, sie selbst zu erziehen; es müßte mir also gleichgültig gewesen seyn, was aus ihnen würde, wenn ich ihre Erziehung ihrer Mutter, die sie würde verdorben und ihren Freunden, die sie zu Ungeheuern würden gemacht haben, überlassen hätte. Noch zittre ich, wenn ich dran denke. Was Mahomet aus dem Seüle machte, ist nichts in Vergleich mit dem,

was man aus meinen Kindern in Betref meiner gemacht hätte, und die Fallstricke, die man mir deshalb in der Folge legte, überzeugen mich genug, daß der Entwurf gemacht war. Zwar war ich damals weit entfernt, jene greuliche Verfolgungen vorzusehen; aber ich wußte, daß es für meine Kinder keine weniger gefährliche Erziehung gebe, als im Findelhause, und ich that sie dahin. Ich würde es noch thun, und mit weit weniger Bedenklichkeit, wenn ich's noch zu thun hätte, und ich bin gewiß, daß es keinen zärtlichern Vater gegeben hätte, als ich ihnen gewesen seyn würde, wenn die Gewohnheit der Natur nur ein wenig zu Hülfe gekommen wäre.

Wenn ich einige Kenntniß des menschlichen Herzens erworben habe, so hat mir das Vergnügen, mit welchem ich immer die Kinder sahe und beobachtete, dazu geholfen. Eben dieß Vergnügen war in meiner Jugend einigermaßen ein Hinderniß, denn ich spielte so frölich und gutherzig mit den Kindern,

daß ich nicht dran dachte, sie zu beobachten. Da ich aber in meinem Alter sah', daß meine baufällige Gestalt sie beunruhigte, so wollte ich ihnen nicht gern überlästig seyn; lieber beraubte ich mich eines Vergnügens, als daß ich ihre Freude störte. Da begnügte ich mich, ihren Spielen und kleinen Neckereien zuzusehen, und der Verlust meines Vergnügens ward mir ersezt durch die Einsicht, welche ich durch diese Beobachtungen in die ersten und wahren Triebe der Natur, von welchen alle unsre Gelehrte nichts wissen. In meinen Schriften liegt der Beweis, daß ich diese Untersuchungen mit zu viel Theilnahme angestellt habe, als daß ich kein Vergnügen dabei empfunden haben solle, und in der That, nichts in der Welt kann unglaublicher seyn, als daß die Eloise und der Emil Werke eines Mannes sind, der die Kinder nicht liebte.

Ich hatte nie viel Gegenwart des Geistes und Leichtigkeit im Reden; aber seit meinem Unglück ward meine Zunge und mein

Kopf

Kopf noch verwirrter. Die Idee und das eigne Wort entgehen mir, und nichts erfodert eine bessere Einsicht und eine geschicktere Auswahl der passenden Ausdrücke, als eine Unterredung mit Kindern. Was die Verlegenheit bei mir vergrößert, ist die Aufmerksamkeit der Zuhörenden, die Auslegungen und die Bedeutung, welche sie den Reden eines Mannes geben, der für die Kinder schrieb, und, ihrer Meinung nach, wie ein Orakel mit ihnen sprechen muß. Dieser Zwang und meine Untauglichkeit beunruhigen mich, und bringen mich aus meiner Fassung; vor einem Monarchen Asiens wär ich minder verlegen, als vor einem kleinen Kinde, das ich soll plaudern machen.

Noch ein andrer Umstand entfernt mich izt von ihnen, und seit meinem Unglück sehe ich sie zwar noch mit dem nämlichen Vergnügen, aber ich bin nicht mehr so vertraulich mit ihnen. Die Kinder lieben das Alter nicht. Der Anblick der absterbenden Natur ist scheuslich in ihren Augen. Der

Widerwille, den ich bei ihnen bemerke, thut mir wehe, und ich will lieber von ihnen bleiben, als ihnen Zwang anthun. Dieser Beweggrund wirkt nur auf wahrhaft liebende Seelen; in den Augen unsrer Doktoren und Doktorinnen gilt er nichts. Mad. Geoffrin bekümmerte sich wenig darum, ob die Kinder Vergnügen bei ihr fänden, wenn sie nur Vergnügen bei ihnen fand. Für mich aber ist dieß Vergnügen schlimmer als gar keines; ich empfinde es nur, wenn sich's mittheilt, und ich bin nicht mehr in dem Alter und der Lage, wo das Herz eines Kindes sich dem meinigen öfnen könnte. Wenn dieß für mich noch möglich seyn könnte, so wär das Vergnügen desto lebhafter, je seltner es ist; ich empfand es wohl am vorigen Morgen, als ich die Kleinen meines Wirthes liebkosete, denn die Gegenwart der Kindsfrau, die mir sie zuführte, that mir keinen Zwang an, und dann verloren auch die Kleinen nicht die fröhliche Miene, mit der sie zu mir kamen; sie schienen weder Misvergnügen noch Langeweile bei mir zu haben.

O wä=

O wären mir nur noch einige Augenblicke einer wahren aus dem Herzen strömenden Zärtlichkeit vergönnt, auch nur von einem Kinde, das noch im Leibkleidchen geht! könnte ich nur noch einmal die Freude und das Vergnügen bei mir zu seyn in einem Auge erblicken, über wie viele Leiden würden mich nicht diese kurzen aber süßen Ergießungen meines Herzens trösten! Ach! dann dürfte ich nicht unter den Thieren den Blick des Wohlwollens suchen, der mir von den Menschen auf immer versagt ist. Aus wenig Beispielen kann ich davon urtheilen; aber sie sind meinem Gedächtniß immer werth. Das folgende ist eines davon; in jedem andern Zustand würde ich's vergessen haben, aber der Eindruck, den es auf mich machte, schildert mein ganzes Elend.

Vor zwei Jahren kam ich auf einem Spaziergang durch das Dorf Cligmancourt. Ich gieng zerstreut und nachdenkend, ohne um mich zu schauen, als ich auf einmal meine Knie umfassen fühlte. Ich sehe hin,

und erblicke ein kleines Kind von 5 oder 6 Jahren, das sich mit allen Kräften an meine Knie schmiegte; es sah mich dabei mit einer so vertraulichen, schmeichelnden Miene an, das mein Innres bewegt ward. Ich nahm das Kind in meine Arme, küßte es oft mit Entzücken und dann gieng ich weiter. Unterweges fühlte ich, daß mir etwas fehlte. Ein werdendes Bedürfniß führte mich auf meinem Wege zurück. Ich warf mir vor, daß ich das Kind so plötzlich verlassen hatte; ich glaubte in seiner Handlung ohne scheinbare Ursache eine Art von Eingebung zu sehen, die ich nicht verachten sollte. Ich gebe der Versuchung nach, gehe zurück, laufe auf das Kind zu, umarme es von neuem und schenke ihm etwas, damit es sich kleine Kuchen von Nanterre kaufe, die da eben von ohngefär ein Mann feil trug; ich fange an, es zum Plaudern zu bringen, und frage es, wer sein Vater sei. Es zeigte mir auf einen Mann, der Fässer band. Ich wollte eben das Kind verlassen, um mit ihm zu reden, als ich sahe, daß mir ein Mensch von

einer bösen Miene zuvorgekommen war; ich hielt ihn für einen von den Spionen, die man mir auf jeden Schritt nachschickt. Während daß dieser mit ihm sprach, sah' mich der Faßbinder starr und aufmerksam an, mit einem Blicke, worin nichts freundschaftliches war. Dieß drückte mir mein Herz gleich zusammen, und ich verließ den Vater und das Kind noch eilfertiger, als ich zurückgekommen war, aber mit einer weit unangenehmern Unruhe, die meine Empfindungen ganz änderte. Doch erwachten sie seit dem oft in meinem Herzen wieder. Ich gieng einigemale durch Clignancourt, in der Hofnung, das Kind wieder zu sehen, aber ich fand weder den Vater noch das Kind, und es blieb mir von dieser Begebenheit nichts, als eine ziemlich lebhafte Erinnerung, die, gleich allen andern Bewegungen, so noch manchmal zu meinem Herzen dringen, mit Lust und Traurigkeit vermischt ist.

Es giebt für alles einen Ersatz; wenn meine Freuden selten und kurz sind, so em-

pfinde ich sie aber auch lebhafter, als wenn sie mir gemeiner wären; ich genieße sie durch öftere Erinnerung wieder, und so selten sie auch seyn mögen, so würde ich vielleicht doch glücklicher seyn, als in der Zeit meines Wohlergehens, wenn sie nur immer rein und unvermischt wären. In der äußersten Nothdurft ist man mit wenigem reich. Ein Bettler, der einen Thaler findet, freut sich mehr, als ein Reicher bei einem Beutel voll Gold. Man würde lachen, wenn man in meiner Seele den Eindruck sähe, den die kleinste Freude darin macht, die ich der Wachsamkeit meiner Verfolger entziehen kann. Eine der angenehmsten hatte ich vor vier oder fünf Jahren, und ich erinnere mich ihrer nie ohne das größte Vergnügen, daß ich mir sie so gut zu Nutze gemacht hatte.

An einem Sonntag hatte ich mit meiner Frau zu Porte Maillot zu Mittage gespeist. Nach dem Mittage giengen wir durch den Wald von Boulogne. Wir sezten uns an einem schattigten Ort auf den Rasen nieder,

um

um den Untergang der Sonne abzuwarten, und dann durch Passy langsam zurück zu kehren. Zwanzig kleine Mädchen, die eine Art von Klosterfrau führte, kamen daher; einige sezten sich, die andern hüpften nahe bei uns herum. Bald nach ihnen kam ein Hippenkrämer mit seiner Trommel und seinem Glücksrade vorüber, der Kunden suchte. Ich sahe, daß die kleinen Mädchen sehr viel Lust zu den Hippen bezeugten, und zwei oder drei unter ihnen, die vermuthlich ein paar Pfenninge in der Tasche hatten, foderten die Erlaubniß zu spielen. Während daß die Aufseherinn sich weigerte und zankte, rief ich dem Manne, und sagte ihm, daß er alle die Mädchen, jede nach der Reihe auf meine Rechnung sollte ziehen lassen. Dieß Wort verbreitete eine Freude über die ganze Schaar, die allein meine Ausgabe würde bezahlt haben, wenn's mich auch meinen ganzen Beutel gekostet hätte.

Da ich sahe, daß sie sich in Unordnung hinzudrangen, so stellte ich sie, mit Hilfe der

Auf=

Aufseherinn, alle auf eine Seite in eine Reihe, und ließ sie nacheinander, wie eine jede gezogen hatte, hinüber gehen. Wiewohl nun keine Null herauskam, und eine jede wenigst eine Hippe gewann, so, daß keine ganz misvergnügt seyn konnte, so sagte ich doch dem Manne, um das Fest frölicher zu machen, daß er sich seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit, aber im entgegengesezten Verstande, bedienen und so viel gute Loose sollte fallen machen, als er könnte; ich stünde ihm für den Schaden. Durch diese Vorkehr geschah's, daß wohl hundert Hippen ausgetheilt wurden, obschon jedes Mädchen nur einmal zog: denn darinn war ich unerbittlich, ich wollte keinen Misbrauch und keinen Vorzug gestatten, der zu Misvergnügen hätte Anlaß geben können. Meine Frau überredete diejenigen, welchen gute Loose zugefallen waren, mit ihren Gefährtinnen zu theilen. Durch diese Theilung ward alles gleich und die Freude allgemein.

Ich bat die Klosterfrau, auch zu ziehen, und fürchtete sehr, sie möchte mein Anerbieten verächtlich ausschlagen; aber sie nahm es höflich an, zog wie die Mädchen, und nahm ohne Umstände, was ihr zufiel. Ich wußte ihr ungemein viel Dank dafür, und fand in diesem Betragen eine Art von Höflichkeit, die mir sehr gefiel, und wohl so viel werth ist, als jene unsrer affektirten Damen. Während dem gab es kleine Zänkereien, die man vor meinen Richterstuhl brachte; und da die Mädchen ihren Handel so nacheinander bei mir vorbrachten, machte ich die Bemerkung, daß, wiewohl keine schön war, die Artigkeit einiger ihre Häßlichkeit vergessen machte.

Wir verließen uns beiderseits sehr vergnügt, und dieser Tag ist einer von denen, deren ich mich mit der größten Zufriedenheit erinnere. Das Fest war übrigens nicht kostspielig. Für dreißig Sols, die es mich höchstens kostete, hatten wir für hundert Thaler Vergnügen; so wahr ist es, daß die

Freude nicht nach der Ausgabe berechnet werden kann, und daß die Frölichkeit eine größere Freundinn von Pfenningen, als von Louisd'or ist. Ich habe nachher diesen Ort oft wieder um die nämliche Stunde besucht, in der Hofnung, die kleine Truppe wieder zu finden, aber es geschah' nie.

Dieß bringt mich auf eine andre Unterhaltung von gleicher Art, der ich mich von längerß erinnere. Es war in der unglücklichen Zeit, da ich in Gesellschaft reicher und gelehrter Leute lebte, und manchmal gezwungen war, an ihren traurigen Ergötzungen Theil zu nehmen. Ich war auf Chevrette an dem Namenstage des Gutbesitzers; die ganze Familie hatte sich versammelt, diesen Tag zu feiern; die ganze Pracht lärmender Ergötzlichkeiten ward ausgekramt. Schauspiele, Feste, Feuerwerke, nichts ward geschont. Man hatte nicht Zeit, Athem zu schöpfen, und man betäubte sich, statt sich zu vergnügen. Nach dem Mittagmale gieng man in die Gegend spazieren, wo ein Markt

gehal-

gehalten wurde. Man tanzte; die Herren würdigten sich mit den Bäurinnen zu tanzen; die Damen aber behaupteten ihre Würde. Es waren da Gewürzkuchen feil. Ein junger Mensch von der Gesellschaft hatte den Einfall, von diesen Kuchen zu kaufen, um sie unter den Haufen zu werfen, und man sah' mit so viel Vergnügen, wie diese Elende sich darüber herstürzten, sich schlugen und zu Boden warfen, daß die ganze Gesellschaft diesem Beispiel folgte. Nun sah' man nichts mehr, als Gewürzkuchen fliegen und Jungen und Mädchen laufen, sich niederreissen und raufen; das gefiel allen ungemein. Aus falscher Schaam that ich, wie die andern, fühlte aber kein Vergnügen, wie sie. Ich ward bald müde, meinen Beutel zu leeren, um die Leute sich herumbalgen und lähmen zu lassen; ich verließ die Gesellschaft und gieng allein auf dem Markte spazieren. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände vergnügte mich lange. Unter andern erblickte ich fünf oder sechs Savoyarden bei einem kleinen Mädchen, das noch ein Dutzend schlechter

Aepfel in seinem Korbe hatte, deren es gern los geworden wäre. Die Savoyarden hätten es herzlich gern davon entledigt, aber sie hatten alle zusammen nicht mehr, als zween oder drei Pfenninge, und damit konnten sie keine große Lücke unter die Aepfel machen. Für sie war der Korb der Garten der Hesperiden und das kleine Mädchen der Drache, der ihn bewahrte. Diese Komödie unterhielt mich lange; endlich machte ich die Entwickelung damit, daß ich dem Mädchen seine Aepfel bezahlte, und sie unter die kleinen Buben austheilen ließ. Da hatte ich den schönsten Anblick, der dem Herzen eines Menschen wohlthun kann, nämlich die Freude mit der Unschuld des Alters um mich verbreitet zu sehen. Die Zuseher selbst theilten diese Freude, und ich hatte noch das Vergnügen, daß sie mein Werk war.

Als ich diese Unterhaltung mit jener, die ich verlassen hatte, verglich, so fühlte ich mit Zufriedenheit den Unterschied zwischen den natürlichen Vergnügungen eines gesunden

Geschmacks und jenen, welche nur der Reichthum gewährt, die immer mit Spott und Verachtung verbunden sind. Denn was für eine Freude kann man haben zu sehen, wie ganze Haufen Menschen, die das Elend niederträchtig gemacht hat, sich herumstoßen und schlagen, um sich einige Stücke Gewürzkuchen zu entreissen, die mit Füßen getreten und mit Koth bedeckt sind?

Da ich nachdachte über die Art von Wollust, welche ich bei solchen Gelegenheiten empfinde, so fand ich, daß sie weniger in einem Gefühl von Wohlthätigkeit, als in dem Vergnügen, froliche Mienen zu sehen, bestehe. Dieser Anblick hat für mich eine Lust, die blos ein Werk des äußerlichen Eindrucks zu seyn scheint, wiewohl sie bis in mein Herz dringt. Wenn ich die Freude, die ich verursache, nicht sehe, so empfind' ich sie nur halb. Dieß ist für mich ein uneigennütziges Vergnügen; es hängt nicht von dem Antheil ab, den ich daran habe. Denn bei den Festen des Volkes erfreute mich immer der Anblick frolicher Gesichter.

In Frankreich hofte ich das oft umsonst; diese Nation, die sich für so frölich ausgiebt, zeigt diese Frölichkeit wenig bei ihren Lustbarkeiten. Ich gieng sonst oft in die Wirthsgärten, um die gemeinen Leute tanzen zu sehen; aber ihre Tänze sind so abgeschmackt, ihre Gebärden so matt, unbedeutend und ungeschickt, daß ich eher verdrüßlich als lustig dabei ward. Zu Genf aber und in der Schweiz, wo das Lachen nicht unaufhörlich in albernen Neckereien ausdünstet, athmet alles Lust und Frölichkeit bei den Festen. Man siehet da weder die häßliche Gestalt des Elends, noch die Frechheit der Pracht und des Luxus. Behaglichkeit, Brüdersinn und Eintracht stimmen da die Herzen zur Freude, und in den Entzückungen eines unschuldigen Vergnügens umarmen sich oft Unbekannte, und laden sich zum Genuß des Freudentages ein. Um an diesen angenehmen Festen Theil zu nehmen, darf ich sie nur sehen, und ich bin versichert, daß es unter so vielen frölichen Mienen kein frölicheres Herz giebt, als das meinige.

Wiewohl dieß blos ein Vergnügen der äußern Empfindlichkeit ist, so hat es doch eine moralische Ursache. Denn warum würden sonst die nämlichen Zeichen der Freude auf dem Angesicht eines Bösewichts, wenn ihm ein Streich seiner Bosheit gelungen, statt mir zu gefallen, mich mit Schmerz und Unwillen erfüllen? Nur die Zeichen unschuldiger Freude thun meinem Herzen wohl; grausame, spöttische Zufriedenheit verwundet es, wenn sie mich schon nichts angeht. Diese Zeichen sind sich ohne Zweifel nicht ganz gleich, da sie aus so verschiedenen Quellen entspringen; aber doch sind beide Zeichen der Freude, und ihre merkbare Verschiedenheit ist gewiß in keinem Verhältniß mit der Verschiedenheit der Bewegungen, die sie in mir hervorbringen.

Zeichen des Schmerzens und Leidens sind mir noch empfindlicher, so, daß ich sie unmöglich sehen kann, ohne das nämliche zu fühlen, dessen Bedeutung sie sind. Mit Hülfe meiner Einbildungskraft versezt mich

meine Empfindlichkeit ganz in die Lage des Leidenden, und verursacht mir oft größere Qual, als er selbst duldet. Ein unzufriedenes Gesicht ist auch noch ein Anblick, den ich unmöglich ertragen, besonders wenn es mich angehen kann. Man sollte nicht glauben, wie manchen Thaler mir die mürrische, trotzige Miene der Bedienten abgetrozt hat, als ich vormals thörichterweise in die Häuser der Großen mich schleppen ließ, wo mich die Bedienten die Gastfreiheit ihrer Herren theuer bezahlen ließen. Sinnliche Gegenstände hatten stets zu viel Gewalt auf mich, besonders wenn sie Merkmale des Vergnügens oder Schmerzens, des Wohlwollens oder Widerwillens an sich tragen; ich überlasse mich diesen äußern Eindrücken, und kann mich ihnen nicht anders entziehen als durch die Flucht. Ein Zeichen, eine Gebärde, ein Blick von einem Unbekannten kann meine Zufriedenheit stören oder meinen Schmerzen lindern. Nur wenn ich allein bin, bin ich mein, sonst aber immer das Spielwerk derer, die mich umgeben.

Ehemals lebte ich mit Vergnügen in der Welt, als ich in allen Augen Wohlwollen oder höchstens Gleichgültigkeit bei denen, die mich nicht kannten, erblickte; izt aber, da man sich eben so sehr bemühet, dem Volke mein Gesicht bekannt zu machen, als ihm meinen Karakter zu verhüllen, kann ich nicht den Fuß vor die Thüre setzen, ohne mich von peinigenden Gegenständen umgeben zu sehen. Ich eile auf's freie Feld, und da erhol' ich mich wieder. Kann man sich verwundern, daß ich die Einsamkeit liebe? Ich sehe nichts als Groll in den Augen der Menschen, und die Natur lächelt mir immer.

Doch muß ich gestehen, daß ich noch mit Vergnügen unter Menschen bin, so lange sie mich nicht kennen. Aber man läßt mir dieß Vergnügen nicht. Noch vor etlichen Jahren gieng ich gern durch die Dörfer, und sah' den Landleuten zu, wie sie am frühen Morgen ihre Werkzeuge zurechtmachten, oder wie die Weiber mit ihren

Kindern auf der Thürschwelle saßen. Dieser Anblick hatte etwas rührendes für mich. Oft blieb ich stehen, ohne es zu bemerken, betrachtete die Geschäftigkeit dieser guten Leute, und seufzte, ohne zu wissen, warum. Ich weis nicht, ob man diese kleine Freude wahrgenommen und mir sie auch hat rauben wollen; aber die Veränderung auf den Gesichtern, wenn ich vorübergehe, und der Blick, mit welchem man mich ansiehet, überzeugen mich, daß man mir dieß incognito benommen hat. Das nämliche widerfuhr mir auf eine noch merklichere Art bei den Invaliden. Diese schöne Einrichtung hat mich immer interessirt. Nie sehe ich ohne Rührung und Ehrfurcht diese Gruppen von guten Alten, die sagen können, wie jene von Sparta: **Wir waren ehemals jung, tapfer und kühn.**

Einer meiner liebsten Spaziergänge war um die Militärschule; da fand ich manchmal mit Vergnügen einige Invaliden, die mich nach ihrer alten soldatischen Höflichkeit

grüßten. Dieser Gruß, den ihnen mein Herz hundertfach wiedergab, that mir wohl und vergrößerte mein Vergnügen. Da ich von allem, was mich rührt, nichts verbergen kann, so sprach ich oft von den Invaliden, und was ich bei ihrem Anblick empfände. Das war genug. Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß ich ihnen nicht mehr unbekannt war, oder vielmehr, daß ich ihnen noch unbekannter war, weil sie mich mit den nämlichen Augen ansahen, wie das Publikum. Höflichkeit und Gruß hörten auf; eine trotzige Miene, ein wilder Blick war an ihre Stelle getreten. Die alte Freimüthigkeit ihres Standes erlaubte ihnen nicht, wie anderen, ihren Groll in eine spöttische, verrätherische Hülle zu verstecken, und sie zeigten mir den heftigsten Haß. So groß ist mein Elend, daß ich gezwungen bin, diejenigen, welche ihre Wuth am wenigsten verstellen, in meiner Achtung auszuzeichnen.

Von dieser Zeit an gehe ich nicht mehr so gern zu den Invaliden spazieren; da aber unterdessen meine Gesinnungen gegen sie nicht von den ihrigen gegen mich abhängen, so sehe ich nie ohne Hochschätzung diese alten Vertheidiger ihres Vaterlandes; doch ist es hart, die Gerechtigkeit, die ich ihnen wiederfahren lasse, von ihnen so vergolten zu sehen. Wenn ich von ohngefähr noch einen antreffe, der dem allgemeinen Unterricht entgangen ist, oder, weil er meine Gestalt nicht kennt, mir keinen Haß zeigt, so entschädigt mich der Gruß dieses einzigen wegen dem Betragen der andern. Ich vergesse sie, um mich ganz allein mit ihm zu beschäftigen, und ich bilde mir ein, er habe eine von den Seelen, wie die meinige, wo der Haß keinen Eingang findet. Noch vor einem Jahre hatte ich dieß Vergnügen, da ich über das Wasser fuhr, um auf der Schwaneninsel spazieren zu gehen. Ein armer, alter Invalide wartete in einem Kahn auf Gesellschaft, um über zu schiffen. Ich kam dazu, und sagte dem Schiffer, daß er

er abfahren sollte. Der Fluß war stark und die Uiberfahrt lang. Ich hatte kaum das Herz den Invaliden anzureden, aus Furcht einer übeln Begegnung; aber seine höfliche, ehrliche Miene gab mir den Muth. Wir plauderten. Er schien mir ein Mann von Verstand und Sitten. Ich erstaunte und freute mich über seinen offnen, angenehmen Ton. So viel Güte war mir etwas ungewöhnliches. Mein Erstaunen hörte auf, als ich vernahm, daß er allererst aus einer Provinz angekommen war. Man hatte ihm meine Figur noch nicht gezeigt und keinen Unterricht gegeben. Ich machte mir dieß incognito zu Nutz, um einige Augenblicke mit einem Menschen umzugehen, und ich fühlte durch die Freude, die ich dabei hatte, wie sehr die Seltenheit den Werth auch der gemeinsten Vergnügen erhöhen kann. Da wir aus dem Kahne stiegen, langte er seine paar Pfenninge hervor. Ich zahlte die Uiberfahrt, bat ihn, wieder einzustecken, und zitterte, ihn dadurch aufzubringen. Es eschah' aber nicht, sondern er schien viel-

mehr

mehr für meine Aufmerksamkeit erkenntlich und noch weit mehr, als ich ihm, weil er älter war, als ich, aus dem Kahne steigen half. Wer sollte glauben, daß ich so kindisch war, vor Freude zu weinen? Ich hätte ihm so gern ein Vier und zwanzig Solsstück in die Hand gesteckt, aber ich wagte es nicht. Die nämliche Schaam hat mich schon oft verhindert, ein gutes Werk zu thun, das mir Freude verursacht haben würde, aber ich enthielt mich dessen und beweinte meine Schwachheit. Dießmal tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß ich so zu sagen gegen meine eignen Grundsätze gehandelt haben würde, wenn ich Höflichkeitsbezeugungen mit Geld begleitet und dadurch ihren edeln Werth verringert hätte. Man muß ohne Verzug dem Hülfbedürftigen beispringen; aber in dem gemeinen Wandel des Lebens sollten wir die natürliche Wohlthätigkeit und Höflichkeit ihr Werk verrichten lassen, ohne daß etwas feiles, merkantilisches diese so reine Quelle berühren und verunreinigen dürfte. Man sagt, daß der

Pöbel in Holland sich bezahlen läßt, wenn er einem die Stunde sagt oder den Weg zeigt. Das muß ein verächtliches Volk seyn, das mit den gemeinsten Pflichten der Menschlichkeit einen Handel treibt.

Ich habe bemerkt, daß man nur in Europa die Gastfreiheit verkauft. In ganz Asien beherbergt man einen umsonst. Freilich findet man da nicht so alle Bequemlichkeiten; aber ist das nichts, wenn man zu sich sagen kann: Ich bin ein Mensch und von meinen Brüdern aufgenommen. Die Menschlichkeit allein giebt mir dieß Obdach. Man vermißt gerne kleine Gemächlichkeiten, wenn das Herz besser bewirthet wird, als der Körper.

Zehnter Spaziergang.

Heute am Palmsonntage sind es gerade fünfzig Jahre, daß ich die Madame Warens kennen lernte. Sie war damals acht und zwanzig Jahre alt, denn sie gieng mit dem Jahrhundert. Ich hatte noch nicht volle siebenzehen Jahre, und mein aufkeimendes Temperament, das ich aber noch nicht kannte, gab meinem von Natur lebensvollen Herzen noch mehr Wärme. Wenn es nicht zu verwundern war, daß sie einem ungen, lebhaften aber sanften und sittsamen ziem=

ziemlich gut gebildeten Menschen wohlwollte, so war's noch weniger ein Wunder, daß eine reizende Frau, voll Geist und Anmuth, mir mit Dankbarkeit auch zärtlichere Empfindungen einflößte, die ich nicht davon unterschied. Aber das sonderbarste ist, daß dieser erste Augenblick für mein ganzes Leben über mich entschied, und durch eine unvermeidliche Folge mein Schicksal nach sich zog. Meine Seele, deren kostbarste Kräfte durch meine Organe noch nicht entwickelt waren, hatte noch keine bestimmte Gestalt. Sie erwartete in einer gewissen Ungeduld den Augenblick, der sie ihr geben sollte, und dieser Augenblick, den diese Bekanntschaft beschleunigte, kam doch noch nicht so bald; in der Einfalt der Sitten, die mir meine Erziehung gegeben hatte, sahe ich den wollustvollen Zustand sich für mich verlängern,

in welchem Unschuld und Liebe dasselbe Herz bewohnen. Sie entfernte mich von sich. Alles rief mich zu ihr zurück. Ich mußte zu ihr. Diese Rückkehr bestimmte mein Schicksal, und lange zuvor, ehe ich zu ihrem Besitz gelangte, lebte ich nur für sie und in ihr. Ach! wenn ich ihr Herz so ganz hätte erfüllen können, wie sie das meinige! welche ruhige, selige Täge würden wir beisammen gelebt haben! wir hatten deren, aber wie kurz und schnell waren sie und welch ein Schicksal folgte ihnen! Es vergeht kein Tag, an welchem ich mich nicht mit Freude und Rührung dieser einzigen und kurzen Zeit meines Lebens erinnere, wo ich ganz mein war, ohne Vermischung und Hinderniß, und wo ich wahrhaft sagen kann, daß ich gelebt habe. Beinahe, wie jener Präfekt des Prätoriums,

der

der unter dem Vespasian in Ungnade fiel und sein Leben auf dem Lande zuzubringen beschloß, kann ich sagen: Ich habe siebenzig Jahre auf der Erde zugebracht, aber nur sieben Jahre gelebt. Ohne diesen kurzen aber kostbaren Zeitraum wär ich vielleicht ungewiß in Betref meiner selbst geblieben. Denn durch mein ganzes übriges Leben ward ich dergestalten umhergetrieben von den Leidenschaften andrer, daß ich mich beinahe in einem so stürmischen Leben blos leidend verhielt und izt kaum wahrnehmen könnte, was in meinem eignen Betragen von dem meinigen ist, so schwer war die Nothwendigkeit über mir. Aber in diesen wenigen Jahren geliebt von einer gefälligen, sanftmüthigen Frau, that und war ich, was ich thun und seyn wollte; ich verwendete meine Muße dahin, daß ich, mit Hülfe

ihrer Lehren und ihres Beispiels, meiner noch neuen und simpeln Seele die Gestalt gab, die sich am besten für sie schickte und ihr immer blieb. Die Neigung zur Einsamkeit und Betrachtung entstand in meinem Herzen mit seinen zärtlichen Empfindungen, die seine Nahrung seyn sollten. Der Lärm und die Unruhe unterdrücken und ersticken sie, der Friede und die Ruhe geben ihnen Leben und Stärke. Ich muß mich in mich sammeln, um zu lieben. Ich überredete die Mama auf dem Lande zu leben. Ein einsames Haus an der Seite eines Thales war unsre Freistatt, und da genoß ich in vier oder fünf Jahren des Lebens von einem Jahrhundert, und eines reinen, vollen Glückes, das noch mein gegenwärtiges schreckliches Schicksal versüßt. Ich hatte einer Freundinn nach meinem

Her-

Herzen nöthig, ich besaß sie. Ich sehnte mich nach dem Landleben, ich hatte es erhalten. Ich konnte keine Unterwürfigkeit leiden, ich war vollkommen frei, und besser als frei, denn meine Neigung allein fesselte mich, und ich that nichts, als was ich wollte. Sorgen der Liebe und ländliche Beschäftigungen erfüllten meine ganze Zeit. Ich wünschte nichts, als die Dauer eines so glücklichen Zustandes; mein einziger Verdruß war die Furcht, daß er nicht lange dauern möchte, und diese Furcht, die aus dem Zwang unsrer Lage entstand', war nicht ohne Grund. Von der Zeit an dacht' ich mich wegen dieser Unruhe zu zerstreuen und mir Hülfsquellen gegen ihre Folgen zu verschaffen. Ich glaubte, daß ein Vorrath von Talente die sicherste Hülfe gegen das Elend sei, und faßte den Entschluß,

meine Zeit dazu anzuwenden, daß ich einst, wo möglich, im stande seyn könnte, der besten Frau den Beistand wieder zu vergelten, den ich von ihr erhalten hatte. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

7.

500,-
Juli 85

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques,

J. J. Rousseau's Einsame Spaziergänge Sein leztes nachgelassenes Werk

München 1783

Biogr. 1009
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066369-8
VD18 11596562